

Grausame Geschicke.

Zwei Erzählungen aus dem Neu-Isländischen

von

Gestur Pálsson.

Einzige autorisierte Uebersetzung

von

M. phil. Carl Küchler.

Leipzig
Verlag von Philipp Reclam jun.

Helios-Klassiker-Ausgaben.

L. = biegsamer Leinenband.
Gl. = biegsamer Ganzlederband mit Goldschnitt.

Börnes gesammelte Schriften. 3 Bände. L. M. 5.—
Byrons sämtliche Werke. 3 Bände. L. M. 5.—
Chamissos sämtl. Werke. 2 Bde. L. M. 2.50, Gl. M. 6.—
— poetische und erzählende Werke. 1 Band. L. M. 1.25.
Eichendorffs ges. Werke. 2 Bde. L. M. 3.—, Gl. M. 6.—
Gaudys ausgewählte Werke. 2 Bände. L. M. 3.50.
Goethes sämtl. Werke. 10 Bde. L. M. 15.—, Gl. M. 30.—
— — 4 Hauptbände. L. M. 5.—, Gl. M. 12.— (Ergänzungs-Bände erscheinen nach und nach.)
Grabbes sämtliche Werke. 2 Bände. L. M. 3.50.
Grillparzers sämtl. Werke. 3 Bde. L. M. 5.—, Gl. M. 9.—
Hauffs sämtliche Werke. 2 Bde. L. M. 3.—, Gl. M. 7.—
Hebbels sämtl. Werke. 4 Bd. L. M. 5.—, Gl. M. 12.—
2 Ergänz.-Bd. L. M. 2.50, Gl. M. 6.—.
Heines sämtliche Werke. 4 Bde. L. M. 5.—, Gl. M. 12.—
Herders ausgewählte Werke. 3 Bände. L. M. 5.—
Kleists sämtliche Werke. 1 Bd. L. M. 1.50, Gl. M. 3.25.
Körners sämtliche Werke. 1 Bd. L. M. 1.40, Gl. M. 3.—
Lenaus sämtliche Werke. 1 Band. L. M. 1.50, Gl. M. 3.25.
Lessings Werke. 3 Bände. L. M. 5.—, Gl. M. 9.—
— poetische und dramatische Werke. 1 Band. L. M. 1.75.
Longfellows sämtliche poetische Werke. 2 Bde. L. M. 3.50.
Ludwigs ausgewählte Werke. 1 Bd. L. M. 1.75, Gl. M. 3.50.
Miltons poetische Werke. 1 Band. L. M. 2.—
Molières sämtliche Werke. 2 Bände. L. M. 3.50.
Mörikes sämtliche Werke. 2 Bde. L. M. 3.50, Gl. M. 6.—
Reuters sämtliche Werke. 4 Bde. L. M. 6.—, Gl. M. 12.—
— ausgewählte Werke. 2 Bände. L. M. 3.50, Gl. M. 7.—
Rückerts ausgew. Werke. 3 Bde. L. M. 5.—, Gl. M. 9.—
Schillers sämtl. Werke. 4 Hauptbde. L. M. 5.—, Gl. M. 12.—
— — 4 Hptbde. u. 2 Ergänz.-Bde. L. M. 7.50, Gl. M. 18.—
Shakespeares sämtliche dramatische Werke. 4 Bde. L. M. 5.—, Gl. M. 12.—
Stifters ausgew. Werke. 2 Bde. L. M. 3.50, Gl. M. 6.—
Uhlands gesammelte Werke. 2 Bde. L. 2.50, Gl. M. 6.—

Grausame Geschicke.

Zwei Erzählungen aus dem Neu-Isländischen

von

Gestur Pálsson.

Einzige autorisierte Übersetzung

von

M. phil. Carl Küchler.

Leipzig

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Vorwort des Übersetzers.

Das Aufsehen, welches meine Übersetzung von Gestur Pálssons prächtigen „Drei Novellen vom Polarkreis" (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 3607) seiner Zeit geweckt hat, war ein wohlberechtigtes: daß auf dem weltfernen Island auch Menschen lebten, die sich durch Sturm und Eis der Polarnacht den Sonnenblick der Poesie wahren könnten, hatten sich nur wenige träumen lassen. Und doch waren jene meisterhaften kleinen drei Dichtungen noch nicht das Beste, was Jung-Islands bis auf den heutigen Tag bedeutendster Novellist seinem Volke geschenkt hat.

Seine besten Prosadichtungen mache ich heute dem deutschen Publikum in dem vorliegenden Bändchen unter dem gemeinschaftlichen Titel „Grausame Geschicke" zugänglich: die fein satirische Erzählung „Das Liebesheim" (isländisch ‚Kærleiksheimilið'; 1882 in der einmal in Kopenhagen erschienenen isländischen Jahresschrift ‚Verðandi' veröffentlicht) und die ergreifende Dichtung „Sigurd der Bootsführer" (isländisch ‚Sigurður formaður'; 1887 in Band V der in Reykjavik erschienenen Jahresschrift ‚Iðunn' veröffentlicht).

Die meisterhaft geschilderten eigentümlichen, uns so fernliegenden Verhältnisse, unter denen die Erzählungen spielen; die Einfachheit und Schlichtheit, mit der die Begebenheiten vorgeführt werden, und die auf alles Haschen nach Effekten, auf alle künstlichen Reizmittel, den Leser zu spannen und fortzureißen, verzichtet, ihn aber trotzdem in einer ganz eigentümlichen Weise anzieht und gefesselt hält; endlich die treffliche Charakterzeichnung

der auftretenden Personen müssen jedem, der nur einigen Sinn für Poesie besitzt, nicht nur interessant, sondern auch schön erscheinen.

Die übrigen literarischen Erzeugnisse des am 25. September 1852 auf Island geborenen und leider schon im Jahre 1891 plötzlich am Typhus in Amerika verstorbenen begabten Dichters habe ich in dem „Vorworte" zu meiner oben erwähnten Übersetzung der „Drei Novellen vom Polarkreis" verzeichnet. Ausführlicheres über seine einzelnen Schöpfungen findet man in Heft I („Novellistik") meiner „Geschichte der Isländischen Dichtung der Neuzeit" (Verlag von Hermann Haacke, Leipzig 1896), in der ich zum erstenmal versucht habe, die neu-isländische Literatur in ihrer Entwicklungsgeschichte und in ihren sämtlichen gedruckten wie ungedruckten Erzeugnissen ausführlich zu behandeln.

Varel in Oldenburg.

Carl Küchler.

Das Liebesheim.

1.

Thurid auf Borg war die begütertste und freigebigste Frau und das tüchtigste Weib in der Gemeinde. Sie war dreimal verheiratet gewesen und hatte alle ihre Männer überlebt, denen sie allen in gleicher Weise Hausherr wie Hausherrin gewesen war. Nun war sie über die Fünfzig hinaus, aber immer noch rasch und rührig. Sie war klein von Gestalt, hatte ein blasses Gesicht, aber volle Wangen, und war in jüngeren Jahren ein schönes Weib gewesen, jetzt jedoch mit dem Alter bedeutend stark geworden. Thurid war eine wohlvermögende Frau, reich an festem Grundbesitze wie an beweglichem Gute. Außer dem Hofe Borg, welcher der größte und beste in der Gemeinde war, besaß sie noch einige kleinere Güter. Ihr meistes Vermögen hatte sie nach dem Tode ihrer Männer gespart, und das zeugt von ihrer Tüchtigkeit und ihrer klugen Haushaltung. Es waren auch Stolz und Selbstbewußtsein auf ihrem Angesichte zu lesen. Wenn sie auf dem Hofplatze in Borg umherging und Befehle betreffs der Arbeit und häuslichen Verrichtungen erteilte und ihre Stimme so laut erhob, daß man sie deutlich außerhalb der Gartenhecke hörte, dann leuchtete ihr das Selbstbewußtsein förmlich aus den Augen.

Sie hatte einen Verwalter, der Christian hieß. Spaßvögel nannten ihn „Christian den Vierten.“ Daß sie der

Meinung gewesen seien, er gleiche dem dänischen Könige mit diesem Namen, ist unwahrscheinlich; am annehmbarsten scheint mir, daß sie ihn vielleicht in ein Verhältnis zu den drei Männern Thurids haben bringen wollen.

Christian war seiner Herrin von großem Nutzen, weil er ein sehr tüchtiger Mann war, wenig sprach, sich ihrem Willen fügte und zu allen Arbeiten Geschick hatte, obwohl er damals, als sich diese Erzählung abspielte, schon über die Vierzig hinaus war. Man sagte daher allgemein in der Gemeinde, Christian habe einen guten Aufenthalt bei der reichen Thurid auf Borg und genieße eine bessere Behandlung als die eines Dieners.

Mit ihrem letzten Manne hatte Thurid einen Sohn gehabt, der Jon hieß. Er war ihr einziges Kind, und sie hatte ihn außerordentlich lieb. Dadurch, daß sie ihn in seiner Jugend züchtigte, hatte sie bewiesen, daß sie ihn liebte. Sie hatte im Sinne gehabt, ihn zu einem Vorbilde in der Erziehung junger Leute zu machen; und zu diesem Zwecke wandte sie in gleicher Weise Predigten wie lange Auseinandersetzungen über das Christentum und die Rute an. Sie erreichte damit auch, daß Jon das ruhigste Kind wurde, das niemals lärmte oder sich irgend welcher Unarten schuldig machte, weil er so furchtsam vor seiner Mutter war, daß er glaubte, sie sei überall in seiner Nähe.

So verflossen Jons Kinderjahre. Jetzt jedoch war er ein Jüngling von neunzehn Jahren geworden, hübsch, aber etwas klein von Wuchs, außerordentlich still und bei allen Leuten beliebt.

Der Pfarrer der Gemeinde hieß Eggert und wohnte auf dem Pfarrhofe Bakki, dem nächsten Hofe bei Borg. Er war

ein Mann von vorgeschrittenem Alter, etwa in den Sechzigern, aber noch bei guter Gesundheit. Er galt für einen guten Redner und wurde sehr verehrt, und die meisten seiner Gemeindekinder hatten ihn recht lieb. Etwas herrisch jedoch schien er in den meisten Gemeindeangelegenheiten aufzutreten, und in den letzten Jahren hatte er meistenteils mit dem Gemeindevorstande in Streit gelegen. Er war etwas hitzig und erregbar, wenn sich jemand gegen seine Meinung aussprach, und auch früher war er so etwas nicht gewöhnt gewesen.

Vor wenigen Jahren jedoch war ein neuer Mann in die Gemeinde gekommen, der Björn hieß und auf Kroß wohnte; er war noch jung, aber ein sehr tüchtiger, arbeitsamer und verständiger Mann. Es war daher ganz natürlich, daß er bald in den Gemeinderat gewählt wurde; und da war er der „Stein des Anstoßes" des Herrn Pastors Eggert, der doch vorher in allen Sachen maßgebend gewesen war.

Es war früher Gewohnheit gewesen, daß, wenn Eggert im Gemeinderate sagte: „Ich und meine Thurid auf Borg sind über das und jenes übereingekommen," die anderen Gemeinderatsmitglieder sich fügten, so daß über diese Angelegenheit nicht weiter verhandelt werden durfte, sondern der Vorschlag in die Bücher eingetragen und bekannt gemacht wurde, daß er einstimmig angenommen sei.

Björn begann nun bald an dem Ausspruche „Meine Thurid auf Borg" Ausstellungen zu machen; denn er sagte, er kenne keinen Mann dieses Namens in der Gemeinde, und gegen alle Anträge Eggerts erhob er Einwendungen. Anfänglich erreichte Björn damit nichts; aber nach und nach schenkte man seinen Worten Aufmerksamkeit, und endlich kam

es so weit, daß die Vorschläge Eggerts und „Meiner Thurid“ hin und wieder mit Stimmenmehrheit zurückgewiesen wurden. Alles dies versetzte den Herrn Pfarrer in Zorn und Groll, trug aber nur dazu bei, daß er engere Freundschaft mit Thurid schloß, um „den Wolf aus der Herde zu vertreiben,“ wie er sich ausdrückte, wenn er mit Thurid darüber sprach, wie man am besten wieder „Eintracht und Brüderlichkeit“ in der Gemeinde schaffen könne. Er war der Ansicht, daß alles in der Gemeinde, sowohl Gemeindeangelegenheiten wie anderes, in christlicher Brüderlichkeit vor sich gehen müsse, ohne daß irgend welcher Streit oder Händel daraus entstünden. Es wäre aber selbstverständlich, daß der Pfarrer es sei, der eigentlich allein in allem mit dem Beirate der besten und weisesten Männer zu beschließen habe. Der einzige Mann aber, den er für den „besten und weisesten“ in der Gemeinde hielt, war Thurid auf Borg.

Der Herr Pfarrer Eggert hatte vor einigen Jahren seine Frau verloren, und das war ihm nahe gegangen, weil er sie sehr lieb gehabt hatte. Sie hatten nur ein einziges Kind gehabt, und zwar eine Tochter, die Gudrun hieß und jetzt ihrem Vater die Wirtschaft führte. Sie war auch schon lange über die Jugendjahre hinaus, wahrscheinlich etwa über die Dreißig. Ein schönes Weib von Ansehen war sie nicht; sie war mager und hatte scharfe Züge, eine hohe, scharfe Nase und einen großen Mund. Trotzdem aber machte Gudrun, die Pfarrerstochter, keinen üblen Eindruck, und das kam daher, daß sie eine überaus sanfte und weiche Stimme hatte und sehr freundlich im Umgange mit allen Leuten war.

Sie verwaltete auch die Haushaltung ihres Vaters, der niemals reich gewesen, weil er kein guter Wirtschafter war,

in tüchtiger Weise. Es war sonderbar, daß sie nun schon so lange unverheiratet daheim saß; denn es kam dies nicht davon, daß sie die Freier scharenweise abgewiesen hätte, weil sie wählerisch gewesen wäre, sondern davon, daß, soviel man wußte, kein Freier auf den Hof gekommen war. Sonst aber pflegen doch Freierei und Ähnliches bald in der Gemeinde bekannt zu werden.

Thurid auf Borg hatte kein weibliches Wesen lieber als Gudrun auf Bakki, und man wußte nicht recht, woher das kam; sie war allerdings die Wehmutter Gudruns, aber das trug sicher wenig dazu bei. Mehr war wohl das die Veranlassung, daß Gudrun vielleicht das einzige Weib war, welches Thurid in Worten und Umgang etwas zärtlich begegnete, so daß das alte strenge Herz weich und wunderbar bewegt wurde; in der Hauptsache vielleicht dies, daß dieser Freundschaftsbeweis von dem edelsten Mädchen in der ganzen Gemeinde kam. Und Gudrun war keine Heuchlerin; sie hatte Thurid von ihrer Kindheit an lieb gehabt. Das begann natürlich damit, daß Thurid ihr alle möglichen Leckerbissen und Spielzeug zu bringen oder zu schicken pflegte, woraus Geschenke an Geld und Kleidern wurden, als Gudrun älter ward. Derartige Liebe oder Freundschaft aber ist beständig, besonders wenn die Gaben eher zunehmen als vermindert werden. Und Thurid kannte die menschliche Natur in diesem Punkte so gut, daß sie die Freundschaft mit der Pfarrerstochter durch kein Versäumnis von ihrer Seite erkalten oder erlöschen ließ.

*

2.

Alle jungen Männer waren darin einig, daß Anna, die Tochter Sigurds, das schönste Mädchen in der ganzen Gemeinde sei. Sie war nun achtzehn Jahre alt und von mittelhohem Wuchse, schlank, geschmeidig und von edlen Formen, hatte ein volles, aber etwas bleiches Gesicht, schwarze Augen und lange, dichte Augenbrauen; sie hatte reiches und schönes blondes Haar, das ihr bis hinab über die Hüften reichte. Ihre Mutter, welche Björg hieß, starb bei ihrer Geburt, und ihr Vater war einen Monat vorher ertrunken, so daß das neugeborene Kind, so viel man wußte, niemanden hatte als die alte Groa auf Hraun, die Schwester Björgs. Groa aber war sehr arm, vermochte sich kaum selbst zu ernähren und konnte das Kind mit dem besten Willen nicht zu sich nehmen, so daß es auf Kosten der Gemeinde erzogen werden mußte.

Gleich nach ihrer Konfirmation trat Anna bei Thurid auf Borg in Dienste, war seitdem dort Dienstmagd gewesen und hatte sich wohl befunden. Es war auch kaum möglich, sich einen Aufenthaltsort zu denken, wo sich Anna nicht wohl gefühlt hätte; denn sie war sowohl munter wie gutmütig und nicht minder fröhlich. Man konnte wahrhaftig behaupten, daß es ihr nicht anzusehen war, daß sie eine Waise sei, die auf Kosten der Gemeinde erzogen worden war. Sie zeigte allezeit ein lächelndes Gesicht, war zu Späßen aufgelegt und lachte so herzlich und innig, daß es niemandem einfallen konnte, ihr böse zu sein. Es war daher kein Wunder, daß sie bei dem Gesinde auf Borg beliebt war; sie war auch der Augapfel aller, und jeder wollte mit ihr zusammen arbeiten. Es war zu einem Sprichworte geworden, wenn einer verdrießlich

oder mißmutig geworden war: „Es ist leicht zu sehen, daß Anna fehlt."

Da, wo Anna war, gab es immer genug Freude und Spaßworte. Die alte Thurid freilich war nicht sehr über diese Fröhlichkeit erbaut, weil sie glaubte, daß dies die Leute in ihrer Arbeit beeinträchtige. Aber sie verzieh Anna viel, weil auch sie sich eines Lächelns nicht erwehren konnte, wenn Anna ihre Späße zu machen begann. Ihr gefiel nur Eines an ihr nicht, und das war, daß sie so freigebig gegen Landstreicher und arme Leute war. Sie sagte, es läge kein Segen darin, solchem Packe etwas zu geben; das heiße nur, sein Eigentum ins Meer werfen, und Meister Jon habe gesagt, daß diejenigen, die keine Lust hätten zu arbeiten, auch nichts zu essen bekommen sollten. All dieses Pack ziehe umher, um nicht arbeiten zu müssen, und bettle deshalb bei denjenigen, die gern arbeiteten. Sie sprach oft davon und konnte es nicht vergessen, daß Anna einmal ihr Sonntagskleid einer alten Frau geschenkt hatte, die eines Herbstes nach Borg kam, und daß sie ihr gesagt hatte, sie solle es für ihr Kind verwenden. Das Kind der alten Frau aber war ein kleines Mädchen, das immer halbnackt war und weinte und meist vor Kälte zitterte.

Anna befand sich wohl auf Borg, und das war deutlich daraus zu erkennen, daß ihr schon zweimal ein Dienst und besserer Lohn angeboten worden war, sie aber alle derartigen Anerbietungen ausgeschlagen hatte. Daher fingen die Dienstleute an untereinander zu flüstern, es sei keine Aussicht vorhanden, daß die kleine Anna von Borg wegzöge, weil sie doch nicht vergebens hätte dort sein wollen; und die Mägde pflegten ihr gegenüber unter Lächeln Anspielungen darauf zu machen,

daß sie sie, wenn es soweit gekommen sei, zu ihrer Hochzeit einladen solle. Anna aber antwortete lachend, daß sie gewiß noch lange auf diese Hochzeit warten könnten, vermochte jedoch nicht zu verhindern, daß sie ein klein wenig dabei errötete.

Jon, der Sohn Thurids, und Anna standen in sehr gutem Einvernehmen miteinander. Es geschah beinahe jedesmal, wie es auch kommen mochte, daß, wenn zwei etwas zu verrichten hatten, es Jon und Anna waren, die es schweigend zusammen übernahmen. Wenn ein Stück Heu zu wenden war, liefen sie beide allen anderen voraus, und wenn die Leute hinkamen, sagten sie beide, das Stück wäre so klein, daß es nicht mehr als zweier bedürfe. Nun wendeten sie beide allein das Heu und schlugen sich halb um jedes Heugewend, weil Jon nicht die „Alte Frau“ und Anna nicht den „Alten Mann“ bekommen wollte. Erhielt dann Jon trotzdem die „Alte Frau,“ so setzte sich Anna mitten in das Stück Heu und lachte laut über ihn, bis Jon zu ihr kam und sagte, sie wäre die alte Frau. Dann wurde sie blutrot bis über die Ohren, sprang auf und lief nach dem nächsten Stücke Heu, so daß Jon ihr kaum zu folgen vermochte.

So ergriffen sie jede Gelegenheit, die sich ihnen bot, um miteinander allein zu sein, und spaßten immer miteinander; es kam kaum vor, daß sie ein einziges Wort im Ernste sprachen. Jon war sonst ruhig und wortkarg; aber wenn er mit Anna zusammen war, dann war alle seine Schweigsamkeit verschwunden. Er war so munter, daß gleichsam alles an ihm lebendig zu werden schien, und so zu Witzen aufgelegt, daß Anna über jedes Wort lachte, was er sagte. Anna auf der anderen Seite war, wenn sie mit Jon allein war, aus

irgend einem Grunde, den sie vielleicht selbst nicht kannte, stiller oder ernster, als sie sonst pflegte. Sie überließ ihm die Mühe, sie beide zu unterhalten, und schalt nur von Zeit zu Zeit einzelne spaßhafte Worte ein.

Es ist selbstverständlich, daß die alte Thurid nichts von dem wußte, was das Gesinde die „gegenseitige Neigung der jungen Leute auf dem Hofe“ nannte. Alle waren sowohl Jon wie Anna wohlgesinnt, und alle wußten, daß Thurid ihrem Sohne eine andere Frau als das „Gemeindekind“ bestimmen würde. Deshalb schwiegen darüber alle gegenüber Thurid und dem Verwalter Christian, der in allem ihre rechte Hand und besonders darin gewissenhaft war, seiner Hausherrin keine Neuigkeit in betreff des Gesindes zu verheimlichen. In der Gemeinde aber begann man bald davon zu flüstern. Die Leute auf Borg meinten, daß sie genug täten, wenn sie zu Hause schwiegen, fanden aber nichts darin, wenn die Bekannten ringsum auch Kunde davon erhielten. —

Es war eines Tages im Spätsommer, daß die Leute von Borg in den Wiesen auf der Heuernte waren, am Ufer der Lachsau, weit von dem Hofe entfernt. Als man am Abende aufgehört hatte zu arbeiten und nach Hause ging, geschah es wie gewöhnlich, daß Jon und Anna zuletzt zum Heimgange bereit waren, so daß sie sich miteinander auf den Weg machten; und weil sie langsam gingen, blieben sie weit hinter den anderen Leuten zurück.

Sie schritten beide schweigend einher.

„Ich dächte, wir wären weit zurückgeblieben,“ sagte Anna.

„Mögen sie ruhig gehen, die guten Leute,“ sagte Jon; „aber du langweilst dich vielleicht, mit mir allein zu gehen. Dann können wir uns ja beeilen und sie einzuholen suchen.“

„Nein, nein, es war nicht deswegen, daß ich mich langweilte, mit dir zu gehen; aber sie finden es vielleicht sonderbar, daß wir beide immer allein hintennach sind."

„Ich fühle mich am wohlsten, wenn wir beide allein sind; ich will lieber mit dir allein gehen als mit all den anderen."

Anna schwieg und sah vor sich nieder. Dann standen sie beide still.

„Du weißt recht gut, daß ich am liebsten mit dir allein gehen will."

Anna schwieg.

„Willst du mir versprechen, immer mit mir zusammen zu bleiben und mein Weib zu werden? — Anna, Anna, antworte mir," setzte er hinzu, und seine Stimme zitterte ein wenig.

Anna blickte auf, und ihre Augen begegneten sich.

Dann setzten sie sich nieder. Anfangs hielten sie sich nur mit den Händen gefaßt und blickten einander an; dann begannen sie beide laut darüber zu lachen, daß sie eben vorher so ernsthaft gewesen waren.

„Nun bist du meine Verlobte," sagte Jon und drückte Anna an sich und küßte sie.

„Ja," sagte Anna mit leiser Stimme, schlang den einen Arm um Jons Hals und barg ihr glühendes Gesicht an seiner Brust, so daß ihre blonden Locken seine Wangen berührten.

Als sie heim nach Borg kamen, war das ganze Gesinde schon nach Hause gekommen und schlafen gegangen; nur die alte Thurid war noch auf den Beinen und rief ihren Sohn Jon zu sich, indem sie sagte, sie habe mit ihm zu sprechen.

Anna suchte eilig ihr Lager auf. Sie wollte sobald als möglich einschlafen, um etwas von Jon träumen zu können. Sie beeilte sich, ihr Gebet zu sprechen, betete innig für Jon und dann für sich, und dann schloß sie die Augen. Sie begann zu zählen, um desto eher einzuschlafen, kam aber nicht weiter als bis siebzehn.

Jon hatte allezeit nur wenig Lust zu einem Gespräche unter vier Augen mit seiner Mutter; aber diesen Abend war er am allerwenigsten dazu aufgelegt, eine längere Predigt anzuhören.

Thurid schlief allein in einem verschlossenen Zimmer von zwei Sparren Raum, welches durch Bretter abgeschlossen war und nach dem Giebel hinaus lag.

Dorthin begab sie sich mit ihrem Sohne, schloß vorsichtig hinter sich ab und sagte: „Was haben diese Absonderlichkeiten von dir und Anna zu bedeuten? Konntet ihr nicht mit den Leuten nach Hause kommen?"

Jon wurde bange ums Herz, als er hörte, um was es sich handelte; und es dünkte ihm am rätlichsten, nur wenig zu antworten.

„Nun, hältst du deine Mutter keiner Antwort würdig?" fuhr Thurid fort und faßte Jon an der Schulter.

„Es — es war nichts. Wir wurden bloß später fertig als die anderen."

„Später fertig! Es wird in der ganzen Gemeinde davon gesprochen, daß Anna und du Neigung zueinander faßt. Verstehst du das, du Schandfleck deiner Familie? Man verlobt dich mit einem Mädchen, das die Gemeinde erzogen hat, von der niemand weiß, ob sie jemals einen Vater oder eine

Mutter gehabt hat, und die keinen roten Heller besitzt. Verstehst du?“ Und dabei schüttelte sie Jon an den Schultern.

Jon war niemals dreist oder redelustig gewesen, wenn seine Mutter es für gut befand, ihn zurecht zu setzen; aber so erregt hatte er sie nie zuvor gesehen. Er wäre am liebsten weit weggelaufen; aber seine Mutter hielt ihn an den Schultern fest.

„Antworte mir: denkst du dich wirklich an diese Dirne zu hängen? — Du brauchst dir nicht einzubilden, daß du auch nur das geringste Erbteil von mir bekommst, wenn du dieses verschwenderische Ding heiraten willst, diesen Abschaum der Gemeinde. Antworte mir!“

Jon erkannte sofort, daß es nur das Übel verschlimmern hieße, wenn er seiner Mutter alles sogleich gestünde, und dachte, es würde schon alles mit der Zeit besser und friedlicher werden.

„Nein — nein — ich habe mich niemals zu ihr hingezogen gefühlt — habe nie daran gedacht, sie zu heiraten.“

Es war, als ob sich Thurids Zorn ein wenig legte: sie lies Jons Schulter los und setzte sich nieder. Sie atmete sehr schwer und konnte kaum ein Wort hervorbringen.

„Also soweit ist es doch nicht gekommen,“ sagte sie endlich. „Du weißt, daß es meine christliche Pflicht und Schuldigkeit ist, dafür zu sorgen, daß du deinem Vater im Grabe nicht ewige Schande bereitest. Du solltest doch dein Christentum so gut kennen, daß du wüßtest, daß du deinen Vater und deine Mutter ehren sollst. Was würde mein Herr Pastor Eggert sagen, wenn er das erführe? Dieses Volk und Pack hier auf dem Hofe weiß auch nichts Besseres als ewig zu

klatschen. Alles, was es erfährt, geht von Mann zu Mann in der ganzen Gemeinde herum."

Jon schwieg, während seine Mutter zu schelten fortfuhr. Er sah vor sich nieder und ließ den Kopf so tief hängen, daß ihm seine Mutter nicht ins Gesicht blicken konnte.

„Du weißt ja, mein guter Jon, daß ich nicht so hart bin, daß ich etwas dagegen hätte, wenn sich junge und lebenslustige Leute vergnügen. Aber ich will nichts von Schande wissen. Christliche Zucht und Sitte habe ich bis jetzt auf meinem Hofe aufrecht erhalten können, und ich denke fernerhin daran festzuhalten zu suchen, bis mich der Herr von hinnen ruft. Das wird nun vielleicht nicht mehr so lange dauern."

Als Thurid diese letzten Worte sagte, wurde sie bewegt und schwieg still.

In demselben Augenblicke wurde der Riegel an der Tür leise berührt, und da der Ankommende merkte, daß sie verschlossen war, klopfte er ganz leise an.

Jon schloß auf.

Der Verwalter Christian stand draußen. Er war erstaunt, mit Jon zusammenzutreffen.

„Komme nur herein, mein Christian," sagte die Hausherrin; „du willst gewiß mit mir über die morgende Heuernte sprechen."

„Ja — eben das war es — ich wollte Euch fragen, liebe Frau, was Ihr über die Heuernte morgen denkt."

„Geh' du nun zu Bett, mein Jon, und denke wohl an das, was ich dir gesagt habe," sagte Thurid.

Jon ging, und die Tür ward hinter ihm zugeschlossen.

Die Hausherrin und der Verwalter fanden es für gut, hübsch in Ruhe über die Haushaltung und die Heuernte sprechen zu können.

3.

Jon sagte Anna nichts davon, daß seine Mutter Kenntnis von ihrer Neigung habe, und erwähnte auch seine Unterredung mit ihr mit keinem Worte. Man konnte jedoch nicht leugnen, daß es ihm so halb und halb Kummer bereitete, daß er Anna seiner Mutter gegenüber so schnell verleugnet hatte; und kurze Zeit nachher war er, wenn er und Anna allein zusammen waren, etwas niedergeschlagen und wortkarg. Anna merkte das und begann fast zu fürchten, Jon möchte alles bald nachher bereut haben. Es geschah auch aus irgend welchem Grunde, daß sie seltener und seltener Gelegenheit fanden, allein miteinander zu arbeiten; und von den Wiesen gingen sie seit jenem „schönen Abende“ immer mit den anderen Leuten heim.

So ging es einige Wochen. Anna begann schweigsam zu werden und mit ihren Späßen aufzuhören, und Jon wurde still und verdrießlich.

Aber lange hielt dies das „junge Volk“ nicht aus. Als es Herbst zu werden begann und die Abende dunkler wurden, begannen sie sich hier und da zu treffen, an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten, hüteten sich aber, jemanden etwas davon wissen oder ihre Zusammenkünfte ahnen zu lassen. Es geschah eigentlich ganz ohne ihren Willen, daß sie immer zusammen zu kommen suchten; und wenn es einmal glückte, ohne daß jemand etwas davon wußte, so glaubten sie leicht, es wäre nicht unmöglich, dies öfter zu versuchen.

Jon äußerte, es sei nötig, alles geheim zu halten, bis er mit seiner Mutter gesprochen habe. Beide aber waren sie darin einig, daß es schwer halten würde, sich mit der alten Thurid auseinanderzusetzen; doch sagte Jon, er könne nicht glauben, daß sie seine Bitten unerhört lassen werde, wenn sie auch vielleicht im Anfange durchaus nicht damit einverstanden sein würde.

Anna stand während dieser Zeit immer wie auf Kohlen. Sie wollte, daß Jon sobald als möglich mit seiner Mutter spräche, damit das Unwetter möglichst schnell vorüberziehe; aber es fiel ihr so schwer, mit ihm darüber zu sprechen, weil sie fürchtete, er möchte glauben, es liege darin irgend ein Zweifel an seiner Aufrichtigkeit und seinem Gelöbnis. Einmal aber faßte sie sich doch ein Herz dazu, wurde jedoch ganz rot und verlegen und bat Jon, indem sie den Arm um seinen Hals schlang, ihr nicht böse zu sein.

„Ich fühle, daß ich keine Ruhe finden kann, bis ich weiß, was wir von deiner Mutter zu erwarten haben," sagte sie.

So erging es auch Jon. Aber er kannte die Ansicht seiner Mutter über diese Angelegenheit, und es kam ihm vor, als ob ihm ein Eimer kaltes Wasser über den Kopf gegossen würde, wenn er daran dachte, zuerst die Rede darauf bringen zu sollen. Aber auf der anderen Seite wagte er noch nicht, Anna etwas von seiner früheren Unterredung mit seiner Mutter zu sagen. Er fühlte sich gleichsam zwischen zwei Feuer gestellt und suchte deshalb sowohl sich selbst wie Anna einzureden, daß die Jahreszeit nicht recht dazu geeignet sei, mit seiner Mutter über eine so unangenehme Angelegenheit zu sprechen. Sie wäre, wie die meisten schwermütigen Leute, im Herbste und wenn die Tage kürzer würden, reizbar und trübsinnig,

würde aber leichteren Sinnes werden, wenn die Tage länger würden und der Frühling gekommen wäre.

Anna konnte oder wollte dem, was Jon sagte, nicht widersprechen, und so verging die Zeit und hing es hin, ohne daß fürs erste mit Thurid gesprochen worden wäre.

Niemand auf Borg wußte etwas davon, daß Jon und Anna sich insgeheim trafen. Alle glaubten, es „sei aus“ zwischen ihnen, besonders da Anna sich in diesem Herbste nicht wenig veränderte. Sie war niemals mehr lustig und ging oft allein ihres Weges. Auch Jon zeigte sich etwas anders, als er sonst zu sein pflegte.

Die Leute auf Borg merkten dies bald und begannen nun in der Gemeinde zu erzählen, es sei nicht wahr, daß Jon und Anna Neigung zueinander hätten. „Es war nur das dumme Ding, das sich an ihn gehängt hatte,“ setzten einige unverheiratete junge Mädchen hinzu. Und dabei blieb es. Man sagte nun, Anna habe während des Sommers versucht, Jon für sich zu gewinnen; aber da sie gesehen habe, daß ihr dies nicht glücken wolle, sei sie über all dies schwermütig geworden.

So verging der Winter auf Borg, ohne daß sich etwas Ungewöhnliches ereignete. Jon und Anna trafen sich oft; aber niemand ahnte etwas davon.

Es war eines Tages gegen das Ende des Winters, daß Jon draußen im Schuppen damit beschäftigt war, Gerätschaften aus Holz zu schnitzen. Anna war auch nicht in der Wohnstube, und die Dienstmägde unterhielten sich eben miteinander darüber, wo sie wohl sein möge.

In demselben Augenblicke traten Jon und Anna miteinander ein.

Jon sah etwas sonderbar und unruhig aus, und an Anna war deutlich zu erkennen, daß sie geweint hatte.

Sie ging nach ihrem Bette, setzte sich darauf und barg ihr Antlitz in den Händen.

Jon ging geradeswegs in das Zimmer seiner Mutter und schloß hinter sich zu. Was dort zwischen Mutter und Sohn verhandelt worden ist, davon hat niemals jemand etwas erzählt. Die Mägde waren allein droben, und diese saßen so weit von dem Zimmer der Herrin entfernt, daß sie kein Wort unterscheiden konnten. Jedoch vernahmen sie erst sehr lautes Reden Thurids. Es waren unzusammenhängende Worte, die dem Schreien eines rasenden Menschen glichen; dann wurde alles still. Nach einer kleinen Weile aber hörte man Thurid heftig schluchzen; dann begannen sie leise und etwas ruhiger zu sprechen; von Zeit zu Zeit aber erhob Thurid ihre Stimme, und dann war es, als ob sie vor Zorn und Wut bebte; aber irgend welche Worte zu unterscheiden war unmöglich.

Dann verging eine lange Weile.

Endlich wurde die Tür geöffnet. Jon kam heraus, mit einer Miene, die deutlich erkennen ließ, daß er sich vor Zorn nicht beherrschen konnte. Er schoß über die Stubendiele hin, war mit zwei Sprüngen die Treppe hinunter und rannte zum Hofe hinaus.

Kurz darauf kam Thurid aus ihrem Zimmer.

Sie schritt geradeswegs auf die Stelle zu, wo Anna auf ihrem Bette saß. Als diese Thurid kommen sah, stand sie totenbleich auf, stützte sich auf ihren Spinnrocken und blickte ihr unverwandt ins Gesicht.

Thurid blieb vor ihr stehen; sie war schwarzbraun im Gesichte und brachte vor Zorn kein Wort hervor. Eine solche

Frechheit, daß Anna es wagen konnte, sich zu erheben und ihr ins Gesicht zu sehen, schien ihr über alles zu gehen. Es kam ihr dies als eine so unverschämte Herausforderung vor, daß sie beinahe nicht wußte, was sie tun sollte.

„Fort, fort mit dir aus meinem christlichen Hause, du Unglücksrabe!“ rief sie schließlich und faßte Anna am Arme. „Ich will dich keinen Augenblick länger vor meinen Augen sehen, und niemals sollst du wieder einen Fuß in dieses Haus setzen. Dein Sündenkind aber will ich dennoch zu mir nehmen und für es sorgen, damit du es nicht zum Spielzeuge für den Bösen erziehst. Fort, fort mit dir von hier!“

„Was habe ich getan?“ sagte Anna. Ihre Stimme zitterte, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Was habe ich getan? — Ich liebe Jon, liebe ihn ebenso, wie ich weiß, daß er mich liebt. Ich habe ihm alles gegeben, was ich hatte. Ich konnte nicht anders.“

Dann brach Anna zusammen; sie wurde ohnmächtig.

Die Mägde eilten hinzu, sie zu unterstützen. Thurid jedoch kümmerte sich nicht um sie. Sie rief ihren Verwalter Christian herbei und gab ihm Auftrag, alle Habseligkeiten Annas zusammenzupacken und sie mit all ihrer Habe hinüber nach Hraun zu der alten Groa, der Schwester ihrer Mutter, zu bringen. Sie gab ihm zwei Zwanzigkronenstücke, sagte ihm, er solle sie Groa geben, und setzte hinzu, Anna solle nicht mit Wahrheit behaupten können, sie habe ihren Lohn nicht reichlich erhalten.

Als Anna wieder zu sich kam und sich umblickte, sah sie, daß der Verwalter Christian damit beschäftigt war, all das Wenige, was sie besaß, zusammenzupacken. Sie fragte ihn, was das bedeuten solle.

„Ich soll dich und all das Deine hinüber nach Hraun bringen.“

Anna erkannte sofort, wie die Sachen standen. Sie besann sich eine kleine Weile, sah aber, daß es unklug sein würde, sich gegen ihre Entfernung zu sträuben und zu versuchen, gegen Thurids Willen zu bleiben. Sie tröstete sich damit, daß, wenn erst das Unwetter vorübergegangen wäre, alles besser werden würde. Sie war Jons Liebe sicher und vertraute darauf, daß er fest dabei bleiben werde, sie zu heiraten, was auch die alte Thurid sagen oder tun möge. Sie glaubte auch, daß es gar nicht anders geschehen könne, als daß Thurid schließlich doch nachgeben würde, wenn sie sich mehr und mehr überzeugte, daß es ihrem Sohne voller Ernst sei. Nur eines machte ihr Kummer, und das war, daß Jon um ihretwillen in der ersten Zeit so viel von seiner Mutter zu ertragen haben würde, bis alles gut geworden wäre. Sie nahm sich vor, ihm ein recht gutes Weib zu werden, so daß er es niemals bereuen solle, sich des „Gemeindekindes“ angenommen und sie geheiratet zu haben.

Dann nahm Anna Abschied von allen Leuten. Thurid bekam sie nicht zu sehen, weil diese sofort ihr Pferd hatte satteln lassen und hinweg nach Bakki zu dem Herrn Pfarrer geritten war.

Anna empfand es schmerzlich, daß sie von Jon nicht einmal Abschied nehmen konnte, tröstete sich aber damit, daß ihre Trennung nicht für die Dauer sein werde.

Nun war Christian zum Weggange fertig, und sie machten sich auf den Weg. Christian trug auf dem Rücken eine nicht sehr große Truhe. Darin befand sich Annas ganze Habe.

4.

Groa war wenig erfreut über Annas Kommen, als sie hörte, wie die Sachen standen. Anna selbst schwieg zum größten Teile und überließ es Christian, zu sprechen und über ihr Kommen zu berichten. Aber als Christian zwei glänzende schöne Goldstücke hervorzog und sie Groa von Thurid auf Borg übergab, da klärte sich das Gesicht der Alten freundlich auf. Sie sagte, es wäre doch aus allem Thurids Freigebigkeit und edler Sinn zu erkennen, ja sogar ihre Wohltätigkeit gegen Unwürdige.

Dann machte sich der Verwalter Christian bereit, wieder zu gehen, und als er Abschied von der alten Groa nahm, sagte sie, sie wolle es versuchen, das dumme Ding bei sich zu behalten, da sie in eine solche Lage gekommen sei. Es wäre das übrigens auch ihre christliche Pflicht um ihrer Schwester Björg willen. Und als sie den Namen ihrer Schwester nannte, nahm sie den Zipfel ihrer Schürze und wischte sich damit wechselweise die Augen.

Dann machte sich Christian auf den Weg, und Anna blieb in ihrer neuen Wohnstätte zurück. —

Es gab nicht viele Leute dort im Hause. Groas Mann war schon vor vielen Jahren gestorben, und sie beide hatten nur ein einziges Kind gehabt, das noch am Leben war. Es war ein Knabe, der Thorgeir hieß und jetzt ein Mann von fünfundzwanzig Jahren war. Er wurde allgemein der „dumme Thorgeir" genannt, weil er nicht bei vollem Verstande war. Er konnte zwar die meisten Arbeiten verrichten, die vorfielen, Frauenarbeit wie Männerarbeit, und war auch der größte und stärkste aller Männer; aber wenn Sorge oder Freude

unerwartet über ihn kam, oder wenn er zornig wurde, ward er rasend und schäumte, so daß man ihn binden mußte. Es war bisweilen vorgekommen, daß sich seine Mutter nach den nächsten Höfen flüchten mußte, um Hilfe zu holen. So lange Thorgeir raste, sprach er kein vernünftiges Wort; gewöhnlich war er ruhig und still, sprach wenig, antwortete aber, wenn er gefragt wurde, meist völlig verkehrt, besonders wenn es Unbekannte waren, die ihn fragten.

Diese beiden, Mutter und Sohn, waren die gesamten Hausbewohner. Man wird leicht begreifen können, daß es für Anna nicht gerade erbaulich war, aus einem Hause, wo es viele Leute gab und Frohsinn herrschte, zu Groa auf Hraun zu kommen. Aber im Anfange langweilte sie sich weiter nicht, weil sie genug zu denken hatte. In den ersten Tagen hoffte sie immer, Jon sollte herüber nach Hraun zu ihr kommen und mit ihr sprechen oder doch wenigstens an sie schreiben. Aber keines von beidem geschah. Das konnte sie nicht begreifen und ward recht bekümmert darüber. Aber als sie weiter darüber nachdachte, schien es ihr selbstverständlich, daß seine Mutter ihn so gut überwachen würde, daß es ihm unmöglich wäre, sich von dem Hofe zu entfernen oder auch nur einen Brief zu schreiben.

Einige Tage nach Annas Umzug endlich kam eine Dienstmagd von Borg nach Hraun und brachte Nachricht von Borg. Jon war an dem Tage, wo Anna fortgeschickt worden war, erst spät am Abende nach Hause gekommen. Dann hatten sich Mutter und Sohn in Thurids Zimmer eingeschlossen und bis tief in die Nacht hinein miteinander gesprochen. Kurz zuvor, ehe Jon heimkam, war Thurid von ihrem Ritte zu dem Pfarrer zurückgekehrt und bedeutend ruhiger und von

muntererem Aussehen gewesen, als da sie sich auf den Weg gemacht hatte. Am Tage darauf hatten die Knechte vollauf zu tun gehabt, die Pferde zu beschlagen und alles für eine lange Reise Notwendige zuzurüsten.

Zeitig am nächsten Morgen waren dann Jon und der Verwalter Christian davongeritten. Wohin das Reiseziel gerichtet gewesen sei, wisse man nicht sicher, aber nach dem, was man von Thurid und Christian gehört habe, glaube man, nach Reykjavik. Wahrscheinlicherweise solle Jon einige Zeit dort bleiben, um etwas zu lernen.

Man kann sich leicht denken, daß Anna diese Nachrichten alles andere als gut vorkamen; aber sie ließ sich das nicht merken. Sie wußte auch, daß Jon nun an sie schreiben könne, wenn er nur einmal erst von Borg weg wäre.

Es kam nur selten jemand nach Hraun, und wenn einmal jemand dahin kam, so hoffte Anna immer, er brächte einen Brief für sie. Aber es hatte keiner einen Brief an sie. Der Verwalter Christian kam aus dem Süden wieder, der Postbote kam mehr als einmal durch die Gemeinde, aber es kam kein Brief von Jon. Man sagte, er befände sich in Reykjavik, um Englisch zu lernen, und es ginge ihm gut.

Als es Frühjahr geworden war, fing Anna an unpäßlich zu werden, und das destomehr, je weiter die Zeit vorrückte.

Eines Tages, kurz nach Sommersanfang, sandte Groa den „dummen Thorgeir“ zu Thurid auf Borg, die als die beste Geburtshelferin in der Gemeinde bekannt war.

Anna hatte eine leichte Geburt und brachte ein kleines Mädchen zur Welt, von dem Groa sagte, es sei das schönste und hoffnungsvollste Kind, das sie in ihrem Leben gesehen

habe; auch sei es seiner Großmutter väterlicherseits sehr ähnlich.

Kurze Zeit, nachdem Anna geboren hatte, schlummerte sie ein und hatte ihren Arm um ihr kleines Kind geschlungen.

Als sie erwachte, war das Kind verschwunden.

Thurid von Borg war hinweg gegangen und hatte das Kind mit sich genommen.

Anna stieß einen entsetzten Schrei aus, und als Groa ihr sagte, Thurid habe das Gnadenwerk getan, das Kind zu sich zu nehmen, kam eine solche Raserei über sie, daß der „dumme Thorgeir" alle Kräfte aufbieten mußte, sie zu halten.

Die Raserei wich zwar nach einiger Zeit wieder von ihr, aber sie wurde sehr krank, sprach in Fieberphantasien und rief beständig nach ihrem Kinde. Die alte Groa begann davon zu sprechen, daß Gott ihr wohl die Gnade erweisen würde, sie zu sich zu nehmen; aber das geschah nicht.

Es begann Anna nach und nach wieder besser zu gehen; aber trotzdem war sie bis weit in den Sommer hinein an das Bett gefesselt.

Kurze Zeit zuvor, ehe das Gras im Hofgarten gehauen wurde, konnte Anna aufstehen; aber sie war so schwach, daß sie nicht gehen konnte. Da trug sie der „dumme Thorgeir" jeden Tag hinaus in die warme Sommerluft, und von da ab begann sie mit jedem Tage mehr zu Kräften zu kommen. Aber aus allem war deutlich zu erkennen, daß sie sich wohl niemals wieder ganz erholen und dieselbe werden würde, die sie gewesen war. —

Es war eines Abends um die Zeit, wo das Gras im Hofgarten gehauen wurde, als Groa und Anna draußen auf dem Platze vor dem Hause saßen. Thorgeir war ein kleines

Stück von ihnen entfernt damit beschäftigt, das Gras abzumähen, und Groa gab ihm dabei Anweisung, während sie ihr Strickzeug in der Hand hatte und strickte. Anna saß müßig da, blickte hinaus in das Blaue und sog die reine Abendluft ein.

„Nun hast du doch begonnen wieder etwas zu Kräften zu kommen, mein Kind,“ sagte Groa recht herzlich.

„Ja, ich fühle, daß es jeden Tag besser mit mir geht,“ sagte Anna; aber ihr Aussehen war alles andere als gesund: das Gesicht totenbleich, die Wangen eingefallen und die Augen unruhig und von einem krankhaften Glanze.

„Ich war heute morgen drüben auf Borg. Meine Thurid hatte nach mir verlangt, um mit mir über Verschiedenes zu sprechen. Ich sah auch deine kleine Tochter; sie ist das allerbeste Kind, nimmt mit jedem Tage zu und ist das Ebenbild meiner Thurid.“

Anna fuhr zusammen, als sie ihr Kind nennen hörte, und trank gleichsam jedes Wort von Groas Lippen.

„Glaubst du nicht, daß ich hinübergehen und sie sehen darf, wenn ich kräftig genug geworden bin?“

„Denke doch nicht daran. Du mußt, arm wie du bist, Gott und guten Menschen dankbar sein, liebes Kind, daß sie diese Bürde von dir genommen haben. Glaubst du etwa, daß du die Mittel dazu hast und imstande bist, dein kleines Mädchen so zu erziehen wie die Leute auf Borg? Würdest du einmal so glücklich, dich gut zu verheiraten, so könntest du natürlich deine Kleine zu dir nehmen.“

„Wann kommt Jon heim?“ fragte Anna ganz leise, und dabei wurde ihr blasses Gesicht glühend rot.

„Wer? Jon? Ich hoffe doch, du denkst nicht mehr an

ihn," sagte Groa etwas barsch. „Es taugt nicht für dich, das ‚Gemeindekind,' die arme Dienstmagd, sich den reichsten Mann im ganzen Bezirke in den Kopf zu setzen. Du bist doch kein Kind mehr, daß du das nicht einsehen könntest."

Anna schwieg und blickte vor sich nieder.

„Es gibt doch, Gott sei Dank, noch mehr ebenso hoffnungsvolle Männer wie Jon," sagte Groa. „Du solltest einen erfahrenen und vernünftigen Mann heiraten, meine Liebe; das wäre das Beste für dich."

Darauf herrschte eine Weile lang Stillschweigen.

„Ich habe auch gehört, daß du einem Manne immer recht gut gefallen hast, mein Kind," sagte Groa, indem sie Anna streichelte. — „Ich kann nicht behaupten, daß du neugierig bist. — Wer glaubst du wohl, daß es sei?"

„Das weiß ich nicht."

„Kein anderer als der Verwalter Christian; er ist doch ein Mann, den wenige abweisen würden."

„Wer? Christian der Vierte?" sagte Anna. Es kam ihr das so unerwartet, daß sie wie vom Donner gerührt dasaß.

„Ja gewiß, mein Kind, der Verwalter Christian. Meine Thurid wird sich schon mit einem anderen jüngeren Manne behelfen können, der ihr in der Wirtschaft beisteht. Sie ist ja so fürsorgend und bei jeder Gelegenheit auf das Wohl ihrer Freunde bedacht, das gute Herz, daß sie es wahrscheinlich für gut hält, daß Christian nun sein eigener Herr wird. Ich glaube, sie wird ihm vielleicht keine schlechte Aussteuer geben. Ja, das Mädchen könnte glücklich genannt werden, das ihn bekommt."

„Das ist möglich. Ich hoffe jedoch, daß er nicht zu mir kommt," sagte Anna.

„Und warum nicht, mein Kind?"

„Ich kann niemals einen anderen Mann lieben als Jon, und bekomme ich ihn nicht, so verheirate ich mich niemals."

„Was ist das für dummes Zeug, Mädchen! Glaubst du, daß man sich so lieb zu haben braucht, wenn man sich heiratet? Ich glaube doch, daß es mehr darauf ankommt, daß man nicht gleich von der Gemeinde unterstützt zu werden braucht."

„Ich sehne mich nicht danach, mich zu verheiraten. Wenn mir Gott meine Gesundheit wieder schenkt, dann nehme ich meine kleine Jona zu mir, und ich hoffe, zufrieden sein zu können, wenn ich sie bei mir habe."

„Die kleine Jona zu dir nehmen? Du glaubst wohl, meine Thurid würde dir das Kind geben, das sie so lieb gewonnen hat, und es mit dir aus einem Dienste in den anderen wandern lassen? Nein, darauf brauchst du dir keine Hoffnung zu machen. Etwas Anderes wäre es, wenn du mit einem vernünftigen Manne verheiratet wärest; dann würde sie dir wahrscheinlich das Kind geben und reichlich für seinen Unterhalt sorgen. Denn wie freigebig ist doch die gute Seele!"

„Man will mir doch mein Kind nicht wegnehmen und mir niemals erlauben, es zu sehen?" sagte Anna, während ihr die Tränen auf die Hände fielen.

„Dir wegnehmen? — Welch entsetzliche Undankbarkeit gegen Gott und gute Menschen! — Nennst du es ‚dir wegnehmen,' wenn man dir die Bürde abnimmt, einen Unterstützungsbedürftigen zu unterhalten, und ihn wie das Kind vornehmer Leute erzieht? Es ist kein Wunder, meine Anna,

wenn es dir bei einer solchen Denkungsart schlecht ergeht; Undankbarkeit und Eigendünkel bringen niemals Segen."

Groa stand auf und ging nach dem Hause; auf dem Wege aber wandte sie sich um und rief Anna zu: „Du bist doch nun so alt geworden, daß du einsehen solltest, was das Beste für dich ist; besonders wenn diejenigen, die älter und erfahrener sind, dich darauf aufmerksam machen. Merke dir das."

5.

Hraun, den 15. Juli 1880.

Mein lieber Jon!

Ich setze mich jetzt nieder und beginne an dich zu schreiben, weil es mich so schrecklich bekümmert, niemals eine Zeile von dir zu sehen zu bekommen. Aber du hast natürlich so viel zu tun und so viel zu denken, daß du keine Zeit dazu findest. Ich sehnte mich auch am meisten danach, als ich krank war. Nun bin ich jedoch so gesund geworden, daß ich mich nicht mehr langweile. Unser liebes kleines Kind soll recht wohl gedeihen. Ich bin sicher, daß es dir ähnlich ist. Ich kann dir nicht sagen, wie ich mich danach sehne, sie zu sehen; aber ich darf nicht hinüberkommen. Ich möchte dich auch gern bitten, doch an deine Mutter zu schreiben, daß ich hinüberkommen darf, wenn es auch nur von Zeit zu Zeit wäre, um mich mit der kleinen Jona zu vergnügen. Glaubst du, daß es noch lange dauern wird, ehe du nach Hause kommst?

Bisweilen kommt es mir vor, als ob die Zeit so langsam verginge, und einige sagen mir auch, es sei nichts als Kindersinn von mir, immer an dich zu denken. Ich finde

auch, daß es wahrer als sonst etwas ist, daß du dich zu weit herabläßt, wenn du mich heiraten willst. Aber ich habe dich darum nur desto lieber.

Ach, wenn sich doch nun alles bald zum Besten kehren wollte, du heim kämest und wir uns treffen könnten! Aber ich will ja nicht ungeduldig sein, und ich wünsche, daß du nur nach dem handelst, was du für das Beste hältst. Ich weiß, daß du sicher für mich betreffs Jona an deine Mutter schreiben wirst. Am liebsten möchte ich die Erlaubnis haben, sie zu mir zu nehmen. Ich bin nun bald wieder ganz gesund und kann für sie arbeiten. Es würde mir dann auch scheinen, als ob ich gleichsam für uns beide arbeitete, wenn ich mich für das kleine Ding plagte. Das wäre doch herrlich!

Du schreibst nun wohl an deine Mutter über dies alles. Wenigstens glaube ich nicht, daß sie mir, wenn du sie darum bittest, nicht erlauben wird, hin und wieder einmal mein und dein Kind sehen zu können.

Verzeihe nur, daß der Brief so schlecht geschrieben ist. Ich bitte Gott immer, daß er dich geleite und bei dir sei.

Deine dich liebende
Anna.

*

Zur Zeit auf Bakki, den 12. August 1880.

Mein Sohn!

Du schreibst mir soeben mit dem Postboten, daß du einen Brief von diesem wohlgesitteten Mädchen, deiner Anna, erhalten hast. Dann bittest du darum, daß ich alles zurücknehme, was ich gegen dieses dumme Ding geäußert habe, als ich hinter ihre Aufführungsweise kam und sie aus meinem Hause jagte, und schlägst mir vor, ihr zu erlauben, hierher

zu kommen, damit sie euer kleines Mädchen besuchen könne. Es ist aus allem deutlich zu erkennen, daß du etwas früh Vater geworden bist. Bist du denn so blind, daß du das dumme Ding an der Erziehung des Kindes teilnehmen lassen willst? Nein, deine Anna soll mir nicht unter die Tür kommen, so lange ich lebe; aber dein Kind will ich mit meinen schwachen Kräften auferziehen, wie es sich für eine christliche Frau geziemt. Und damit ist dies abgemacht.

Du sagst auch in deinem Briefe, daß du wegen meines Verbotes Anna nicht auf ihren Brief geantwortet habest. Nun will ich offen und ehrlich mit dir über alles sprechen, was zwischen uns vorgeht, verehrtester Herr Sohn. Wie ich dir sagte, als wir hier zu Hause miteinander sprachen, bin ich nicht verpflichtet, dir auch nur einen Heller von meinem Eigentume zu hinterlassen. Das Wenige, was du von deinem Vater geerbt hast, hast du längst aufgebraucht; darüber kann ich dir genaue Rechenschaft ablegen. Bei meinen Lebzeiten kann ich all das Meine weggeben, soviel es sein möge; und ich versicherte dich, daß ich dies tun würde, wenn du mir nicht gehorchtest und nicht aufhörtest, immer an diese Anna zu denken.

Aus deinem letzten Briefe ersehe ich, daß du weit davon entfernt bist, an sie zu denken aufzuhören. Du nimmst Briefe von ihr an und verteidigst sie dann in den Briefen an mich mir, deiner armen Mutter, gegenüber. Nun will ich dir nur sagen, verehrtester Sohn, daß ich begonnen habe älter zu werden, und in jeder Stunde von hinnen gerufen werden kann. Dieses Ärgernis, das ich deinetwegen zu ertragen gehabt habe, hat alles andere getan als meine Tage verlängert. Sollte ich in eben diesem Augenblicke sterben, so

erbst du all das Besitztum, was ich hinterlasse. Aber das versichere ich dir, mein Sohn, daß es dir nicht glücken soll, meinen Tod abzuwarten, damit du dann mein Erbe in Gemeinschaft mit dem verschwenderischen und schamlosen „Gemeindemädchen“ vergeuden kannst.

Ich habe manche Nacht gewacht, um über dein Wohl nachzudenken, und nun bin ich endlich zu einem Entschlusse gekommen. Entweder sollst du dich verheiraten, und das bald; und zwar mit dem Mädchen, das ich dir aus aufrichtiger Mutterliebe erwähle; oder ich gebe all mein Eigentum weg, so daß dir nicht ein Heller davon zu gute kommen soll. Und ich werde dich ebensowenig als meinen Sohn anerkennen, wie du, wenn du dich meinem Willen widersetzt, mich als deine christliche Mutter anerkennst.

Das Mädchen, welches ich dir erkoren habe, ist das vornehmste und beste Mädchen im ganzen Bezirke, nämlich Gudrun auf Bakki, so daß du dich wohl kaum über meine Wahl beklagen kannst. Diese Partie habe ich für dich schon im Sinne gehabt, als du geboren wurdest; und das ist mit dem Willen und der Zustimmung meines Herrn Pastors Eggert gewesen. Nun habe ich vor einigen Tagen unter vier Augen mit meiner Gudrun darüber gesprochen, daß sie dich nehmen sollte; und da hat mir das gute Kind gestanden, daß sie dich immer lieb gehabt habe, seitdem du heranwuchsest, und daß sie manches Mal über dieses Verhältnis zwischen dir und dem „Gemeindemädchen“ geweint hätte. Dann ging ich zu meinem Herrn Pastor Eggert und sagte ihm alles, und mit seinem Wissen und Beistande schreibe ich dir jetzt diesen Brief.

Ich will dir nicht verheimlichen, daß, wenn du dies mein

Anerbieten ausschlägst, ich meiner Gudrun auf Bakki alles gebe, was ich besitze, sowohl festes wie bewegliches Gut; jedoch unter der Bedingung, daß sie dir niemals einen Heller davon gibt. Sie wird es mir kaum abschlagen, bei ihr wohnen bleiben zu dürfen.

Eine gute Woche vor dem Eintreiben des Viehes schicke ich jemanden mit Pferden zu dir nach dem Süden, und dann habe dich bedacht. Gehst du auf dieses mein letztes Anerbieten ein, so kaufe dir bei dem Amtmanne einen Erlaubnisbrief und komme zu uns, zu mir und zu deiner Verlobten. Ich werde dich aufnehmen, wie eine Mutter ihren verlorenen Sohn aufnehmen soll, den sie wiedergefunden hat; und meine Gudrun wird dich empfangen, wie ihr Herz es ihr sagt.

Willst du aber den Worten deiner Mutter nicht gehorchen, so hat der Bote Befehl, die Pferde leer wieder heim zu bringen. Dann sind wir geschiedene Leute.

Du wirst mich wohl soweit kennen, mein Sohn, daß du weißt, daß ich nicht ins Blaue hinein rede.

Deine geprüfte Mutter
Thurid Gudbrandstochter.

*

Dieser Brief gab Jon viel zu denken. Eigentlich hatte er sich mit der Absicht getragen, ruhig in Reykjavik zu bleiben und eine bessere Zeit abzuwarten. Er glaubte, seine Mutter würde mit der Zeit schon ruhiger und nachgiebiger werden und zu der Überzeugung kommen, daß sie, wenn man genauer darüber nachdenke, zu streng gegen ihr einziges Kind und das Mädchen gewesen wäre, welches das einzige war, das er lieb hatte. Durch seine Briefe wollte er dann seine Mutter nach und nach milder stimmen, ihr sonst in allem

gehorchen und nicht an Anna schreiben; denn er wußte, daß seine Mutter auf keine andere Weise als durch Gehorsam überwunden werden könne.

Eigentlich schien es ihm gut zu sein, daß er so weit weg wäre, fern von allem Ärgernisse daheim. In Frieden und ungestört in der Ferne zu weilen und abzuwarten, bis sich alles von selbst schickte, das paßte am besten für seinen Sinn. Er war kein Mann, der Zank und Streit liebte.

Da kam der Brief seiner Mutter wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Er schlief nicht viel in der Nacht, nachdem er den Brief erhalten hatte. Er hatte sich von Jugend auf als Erbe all der Reichtümer auf Borg betrachtet und sich oft vergnügt, darüber nachzudenken, was er wohl tun solle, wenn er Großbauer auf Borg geworden wäre. Er erinnerte sich noch ganz gut an die Pfarrerstochter Gudrun. Sie war nicht hübsch, hatte sich aber immer wohlwollend gegen ihn gezeigt, schon von da ab, wo er noch ein kleiner Knirps war. Er stellte sich Anna an ihrer Seite vor; und da blieb die Pfarrerstochter weit zurück. Nein, von Anna konnte er sich nicht trennen; dann war es besser, blutarm zu sein, aber sie doch zu behalten. Je mehr er darüber nachdachte, desto fester ward sein Entschluß, und mit diesem Gedanken schlief er ein.

Er erwachte nicht eher als erst gegen Mittag und dachte sofort an seinen Entschluß von gestern Abend. Es wurde ihm aus irgend welchem Grunde sonderbar schwer ums Herz, als er alles genauer zu überdenken begann. Es war aber auch kein glückliches Leben, das vor ihm lag. Er besaß nichts, und Anna war blutarm. Er mußte sich dazu bequemen, bei irgend einem fremden Manne in Dienst zu

treten. Wer wußte, wann sie sich einmal, wenn sie für ein Kind zu sorgen hätten, so viel ersparen könnten, daß sie sich heiraten konnten! Würde ein solches Verfahren sie nicht beide unglücklich machen? Konnte er ihnen beiden nicht mehr Nutzen und Glück bringen, wenn er die Reichtümer auf Borg nicht von sich wies? Die Häßlichkeit der Pfarrerstochter Gudrun begann sich auch etwas zu vermindern, als er genauer an sie dachte. Sie war sanft in ihrer Rede und freundlich im Umgange; ferner stammte sie aus gutem und vornehmem Geschlechte und berechtigte in allem zu der Hoffnung, ihrem Manne zur Ehre zu gereichen.

Wenn er auf die Bedingungen seiner Mutter einging, konnte er auch ihrem Kinde von unermeßlichem Nutzen sein. War es nicht Sünde, das kleine Ding mit blutarmen Eltern aus einer Plage in die andere jagen zu lassen? — Für Anna konnte er ja auch auf manche Weise sorgen, wenn er ein reicher Mann wurde. Er konnte sie z. B. mit dem Kinde bei Groa, der Schwester ihrer Mutter, zur Miete wohnen lassen und dafür sorgen, daß sie sich nur wenig zu plagen brauchte und gute Tage hatte; und dann konnte er ja auch sie und das Kind besuchen.

Thurid auf Borg hätte nicht bis zum Eintreiben des Viehes damit zu warten brauchen, jemanden nach ihrem Sohne zu senden. Er hatte sich längst bedacht und ging schon viele Tage mit dem Erlaubnisbriefe in der Tasche umher.

6.

Es war ein regnerischer Tag, an dem Jon und Gudrun getraut werden sollten; der Sturm raste, und draußen herrschte bittere Kälte. Die Lachsau, die an Borg und Bakki vorbei

das Tal hinabfloß, wuchs mit jeder Stunde, wälzte sich schwarz und dunkel dahin und stürzte, die Ufer übersteigend, der See zu.

Als sich die Hochzeitsgäste am Morgen auf Borg versammelt hatten, sprach man davon, daß die Lachsau nur schwer zu passieren sei, und daß man am Abende selbstverständlich gar nicht mehr über sie kommen könne. Die Kirche aber, in welche die Leute von Borg zum Gottesdienste gingen, lag jenseits des Flusses, und die meisten meinten, daß an diesem Tage gar nichts aus der Hochzeit werden würde. Man sprach natürlich nicht laut darüber, flüsterte aber so etwas untereinander. Einigen behagte es gar nicht, um das Hochzeitsfest zu kommen, anderen aber schien es eher Spaß zu machen, daß nichts daraus würde, und sie meinten, der Herr Pastor Eggert und Thurid wären reich genug, die Hochzeit noch einmal von neuem auszurichten.

Aber der Herr Pastor Eggert und Thurid kamen sofort überein, daß es das Beste sei, das Brautpaar in der Stube auf Borg zu vermählen, weil man wegen des Unwetters nicht zur Kirche gelangen könne. Nun wurde der Verwalter Christian nach der Stube geschickt, wo sich die Hochzeitsgäste versammelt hatten, und dort machte er sich daran, alles auf die Trauung vorzubereiten. Kurze Zeit darauf kam der Herr Pfarrer Eggert in seiner Amtskleidung, dann Thurid und das Brautpaar, und dann begann die heilige Handlung sogleich vor sich zu gehen.

Der Herr Pastor sprach vortrefflich. Es war selbstverständlich, daß er Freude an allen seinen Amtshandlungen hatte und sie mit seltener Gewissenhaftigkeit ausführte; er selbst aber sagte in der Traurede, daß er diese Amtspflicht

mit der größten Freude in seinem Leben erfüllt habe. Und das war auch wahr. Er sprach mit inniger Überzeugung und großer Beredsamkeit über die Jugendliebe, die schon in den Kindern Wurzel schlüge, dann mit jedem Jahre zunähme und zur brennenden Liebe würde, die erst in einer christlichen Ehe Frieden fände. So, sagte er, heiligten auch heute „seine geliebten Kinder“ die Jugendliebe, die sie von Kindesbeinen an zueinander gehegt hätten, mit dem Siegel der christlichen Kirche und des Wortes Gottes. Zum Schlusse gemahnte er sie an alle ihre Pflichten und gab ihnen verschiedene gute Ratschläge mit auf den Weg.

Die Braut saß, wie es sich für eine Braut schickte, ganz still und blickte, so lange die Rede dauerte, auf ihre Hände nieder. Als ihr Vater aber über die Jugendliebe des Brautpaares zu sprechen begann, da brach sie in endloses Weinen aus. Sie hielt sich ihr Tuch vor die Augen und war nahe daran, vor lauter Schluchzen den Atem zu verlieren.

Der Bräutigam war rot im Gesichte, wie es die Landleute gewöhnlich sind; aber an diesem Tage war er doch etwas blässer als sonst. Er mußte sich oft während der Rede den Schweiß abtrocknen, und doch konnte man ihm nicht ansehen, daß die Hitze daran schuld sei.

Als die Trauung zu Ende war, drängten sich alle um das Brautpaar, um ihnen Glück und Segen zu wünschen. Die alte Thurid küßte erst Gudrun und dann ihren Sohn, und darauf sagte sie so laut, daß alle es hörten: „In dieser geweihten Stunde gebe ich euch den Hof Borg mit allem zugehörigen Besitze, äußerem und innerem. Ich hoffe, daß ihr mir erlauben werdet, in irgend einem Winkelchen bei euch mein Leben zu fristen.“

Das kam allen völlig unerwartet. Denn keiner dachte daran, daß Thurid so bald mit der Wirtschaft aufhören werde, da sie doch noch in voller Lebenskraft stand und in allen häuslichen Verrichtungen geschäftig und gewandt war.

Dem Herrn Pfarrer Eggert kam das ebenso unerwartet wie den anderen, und Thurids Worte ließen sein Gesicht so freudig aufleuchten, daß die Gäste ihn nie mit einer so vergnügten Miene gesehen zu haben glaubten. Hätte er das vor der Trauung gewußt, so würde er in der Ausführung dieser seiner „liebsten Amtspflicht" noch etwas Außerordentlicheres geleistet haben.

Das Festmahl fand in derselben Stube statt, in der die Trauung vollzogen worden war. Diese Stube umfaßte drei Sparren Raum und war rings an den Wänden mit Tischen und Bänken besetzt. Der Herr Pfarrer stimmte mit heller und reiner Stimme den Tischpsalm an, der unter dem Beistande einiger Gäste bis zu Ende gesungen wurde.

Dann begann man mit dem Essen.

Anfangs herrschte allgemeines Schweigen. Aber als man mit dem Braten zu Ende war und der Kuchen kam, waren die, welche der Tür zunächst saßen, ziemlich betrunken und etwas laut geworden. Man hatte nämlich nicht genug Branntweinbecher gehabt und statt ihrer denen, welche äußerst saßen, Punschgläser gereicht. Man hörte auch nichts, daß sie sich darüber beklagt hätten. Sie füllten die großen Gläser oft und leerten sie ebenso oft, und hatten sogar begonnen, den alten Gunnlaug auf Botn dazu anzuregen, „Es macht des anderen Geschäft" zu singen, ehe man von der Tafel aufstünde. Gunnlaug aber sagte, er „müsse sich erst noch ein halbes Glas kaufen," und daher wurde nichts aus dem Gesange.

Nachdem man von der Tafel aufgestanden war, wurden die Tische und Bänke aus der Stube hinaus geschafft, und dann begann man zu tanzen. Das Brautpaar tanzte zuerst miteinander, und alle merkten, daß das Aussehen des Bräutigams jetzt ein ganz anderes war als während der Trauung. Er war so wacker und männlich, daß es gleichsam war, als ob er ein Jahr verlebt habe, seitdem er getraut worden war, und als ob er jede Woche in dieser Zeit einen Fortschritt gemacht hätte.

„Oft erheitert einen etwas Geringeres als ganz Borg und all sein Zubehör," flüsterte Gunnlaug auf Botn einem seiner Bekannten zu; aber so laut, daß es alle in der Stube hörten, weil er noch ein reichliches halbes Glas dazu getrunken hatte. „Dafür würde ich mich mit allen Ungeheuern auf Island verheiraten, Kamerad," setzte er ebenso laut hinzu.

Um Ärgernis zu verhüten, faßte man den Beschluß, Gunnlaug und einige von den geringeren Männern hinüber in ein mit Brettern ausgeschlagenes Zimmer gehen zu lassen, das der Stube gegenüber lag. Dort machten sie sich daran, tüchtig Punsch zu trinken, und dann begann man zu singen. Es wurde mit einem Zwiegesange begonnen, und Gunnlaug sang mit höherer Stimme; je weiter aber der Abend vorrückte, desto mehrstimmiger ward der Gesang, und schließlich wurden es ebensoviele Stimmen wie Kehlen, weil jeder für sich sang.

In der Stube hörte das Tanzen nach und nach auch auf. Man begann sich hinter einen Becher zu setzen und über verschiedene Bezirks- und Gemeindeangelegenheiten zu sprechen. Es wurde davon gesprochen, daß man, weil so viele hier zusammengekommen wären, irgend ein neues Vorhaben

ausführen oder irgend einen Hilfsbedürftigen unterstützen solle. Es war der Bräutigam Jon, der die Rede zuerst darauf brachte.

„Ich schlage vor, daß jeder von uns Bauern, die hier zusammengekommen sind, Björn auf Kroß morgen ein Schaf schickt," sagte ein angesehener Bauer. „Er hat im vorigen Winter durch eine Blutseuche mehr als die Hälfte seiner Schafe verloren, und obwohl er der Tüchtigste von uns allen ist, wird er sich doch niemals wieder von diesem Schlage erholen, wenn er keine Hilfe bekommt. Es ist aber nötig, dies gleich zu tun, weil die Hilfe sonst vielleicht zu spät kommt."

Diesen Worten wurde lebhafter Beifall geschenkt. Alle gestanden zu, daß Björn hilfsbedürftig und wegen seiner Tüchtigkeit und seines Unternehmungsgeistes der Hilfe wohl wert sei.

Der Herr Pfarrer Eggert fand dies auch und sagte, er werde hinter keinem zurückbleiben, ihm etwas zu geben. Aber er setzte hinzu, daß, wenn er etwas gäbe oder etwas Gutes täte, er es sich immer sehr angelegen sein ließe, daß die Gabe auch mit der rechten Gesinnung angenommen würde: mit wahrer Demut und ungeheuchelter Dankbarkeit gegen seinen wahrhaft christlichen Bruder, der das Geschenk gäbe, und gegen den Geber aller guten Gaben. Er sagte, er kenne die jetzige Gesinnung Björns nicht, habe aber das letzte Mal, als sie im Gemeinderate zusammengekommen wären und miteinander zu verhandeln gehabt hätten, durchaus gefunden, daß dieses Mißgeschick nicht den Einfluß auf ihn gehabt hätte, den es hätte haben sollen. Alles Mißgeschick und alle Prüfungen sende die Vorsehung den Menschen, um das Herz zu

erweichen und Bruderliebe zu erwecken. Doch keines von diesen beiden, sagte er, habe er an Björn gefunden, und sein Rat wäre, das Mißgeschick Björn noch ein klein Wenig länger prüfen zu lassen, damit er auf den rechten Weg käme. Das würde ihm und seinem Seelenheile von größtem Nutzen sein.

Thurid war sofort auf der Seite des Pfarrers, und die Freunde der beiden pflichteten ihnen bei, so daß diejenigen, welche Björn helfen wollten, so überstimmt wurden, daß aus der gemeinsamen Unterstützung nichts wurde.

Man begann nun ziemlich betrunken zu werden. Der Herr Pastor und Thurid saßen in einer Unterredung draußen in einer Ecke und sprachen so herzlich von ihren Kindern, über Gemeindeverwaltung und Kirchenangelegenheiten, daß beiden die Tränen in die Augen traten. Der Herr Pastor hatte freilich vorher ziemlich viel Punsch getrunken, und Thurid hatte sich auch ein klein wenig angeheitert, weil sie dem Pfarrer natürlich hatte zutrinken müssen. Christian saß ein weites Stück davon entfernt auf einer Bank; er streckte die Füße von sich, lehnte sich, die Hände in den Taschen, an die Wand und starrte mit großen Augen nach der Ecke, wo er von Zeit zu Zeit die Eltern des Brautpaares sprechen hörte. Sehen konnte er aber nichts, weil seine Augen mit dem vorrückenden Abende auch trübe geworden waren.

Die Braut unterhielt sich mit den Frauen; sie lachte von ganzem Herzen, wenn diese etwas Spaßhaftes zu ihr sagten, und die Freude strahlte ihr aus den Augen. Sie machten Andeutungen daraufhin, daß es nun Zeit sei, zu Bett zu gehen. Bisweilen ging sie hinaus nach der Ecke zu ihrem Vater und Thurid, und dann küßten diese sie wechselweise. Gudrun war niemals so hübsch gewesen wie an diesem Tage; die

bräutliche Tracht kleidete sie so gut, und die Freude machte sie so jung, daß sie nicht älter als um die Zwanzig zu sein schien.

Als es über Mitternacht geworden war, bat Thurid alle Gäste „im Namen des Brautpaares," die Nacht über da zu bleiben. „Man könne wegen des schlechten Wetters jetzt nicht aus dem Hause, und es sei auch stockfinster geworden." Sie sagte, „sie wolle nicht, daß irgend ein Unglück, wie gering es auch sei, durch dieses frohe Ereignis veranlaßt würde, das man heute hier gefeiert habe."

Alle Gäste nahmen das Anerbieten mit Dank an, das sowohl hochherzig wie Thurids edlem Sinne entsprechend zu sein schien.

Die geringeren Männer begannen nun auch wieder herein in die Stube zu kommen, weil es ihnen deuchte, daß die vornehmeren sich nun auch in einem solchen Zustande befänden, daß keiner dem anderen ansehen könne, daß er betrunken sei. Und dieser Gedanke war sicher begründet, weil alles in größter Brüderlichkeit vor sich ging.

Gunnlaug aber trat zu dem Bräutigam und sagte: „Was wird nun wohl Anna träumen, die arme, arme Anna? Sie ist doch recht bedauernswert. Was meinst du?"

7.

Anna wußte alles von der Hochzeit auf Borg. Groa hatte ihr allerdings nichts davon gesagt, aber der „dumme Thorgeir" verriet ihr alles, was er gehört hatte, als sie einmal beide allein draußen im Hofgarten waren. Es machte keinen großen Eindruck weiter auf sie. Bleicher als sie war, konnte sie nicht werden, und schon zuvor war nach und nach

eine gewisse Schlaffheit über sie gekommen. Sie war eigentlich auf nichts aufmerksam und sprach so viel wie gar nichts. Alles, was man sie tun hieß, verrichtete sie, wie es angeordnet war, aber doch so, daß es gleichsam war, als ob ihre Gedanken weit weg seien und sich nicht mit dem beschäftigten, was um sie vorging. Als der „dumme Thorgeir" ihr diese Nachricht brachte, sah sie ihn lange und starr an, als ob er ihr etwas sagte, was sie nicht verstehen könne. Sie fragte nach nichts und sagte nichts, und niemals erwähnte sie die Hochzeit nur mit einem einzigen Worte.

An dem Hochzeitsabende auf Borg saßen Groa und Anna drin in der Wohnstube und wollten nun bald zu Bett gehen. Anna hatte sich den Tag über in einer gewissen Unruhe befunden, so daß Groa zu argwöhnen begonnen hatte, es könne ihr jemand etwas von der Hochzeit gesagt haben, obwohl sie sich nicht denken konnte, wer es gewesen sein solle. Denn es kam ihr nicht in den Sinn, daß ihr Sohn Thorgeir so viel Verstand gehabt hätte, auf das, was er darüber hatte sprechen hören, acht zu geben.

Aber je weiter der Tag vorrückte, desto ruhiger wurde Anna, und am Abende war Groa völlig überzeugt, daß ihr niemand etwas gesagt hatte.

Anna saß am Giebelfenster auf einem Stuhle am Tische, stützte ihr Kinn in die Hände und starrte hinaus in das Regenwetter Der Regen peitschte gegen das Fenster, und die Regentropfen rannen in Strömen an den Fensterscheiben herab. Der Sturm nahm von Minute zu Minute zu und drang durch das Fenster herein; aber Anna merkte nichts von der Kälte. Sie saß totenstill und starrte hinaus.

„Das ist ein herrliches Wetter," sagte der „dumme

Thorgeir," als er hinauf in die Wohnstube kam. „Die Lachsau ist für jedes Geschöpf unüberschreitbar. Vielleicht ertrinken alle Hochzeitsgäste heute Nacht darin"; und als er dies hinzusetzte, lachte er dumm, aber doch so grimmig vor sich hin, wie es Halbwahnsinnige bisweilen tun.

„Was schwatzst du, Dummkopf?" sagte Groa; „mache gleich, daß du zu Bett kommst."

Anna fuhr zusammen, als sie hörte, was Thorgeir sagte. Sie stand auf und schritt nach ihrem Bette. „In der Lachsau ertrinken, in der Lachsau ertrinken," sagte sie halblaut; und dann begab sie sich zu Bett.

Wenn die Lachsau groß war, hörte man es im ganzen Tale, wie sie brauste und strömte.

Anna konnte nicht einschlafen; sie lag wach und wälzte sich von einer Seite auf die andere. Das Brausen der Lachsau klang ihr in den Ohren, verwirrend, verhexend.

„In der Lachsau ertrinken, in der Lachsau ertrinken."

Sie erhob sich in ihrem Bette und lauschte nach Groa und Thorgeir hin. Sie waren beide längst eingeschlafen, und Thorgeir schnarchte laut.

Sie stieg aus ihrem Bette, fuhr in ihre Nachtjacke und ihren Überrock und zog dann die Schuhe an, alles ganz leise. Dann schlich sie sich die Treppe hinab, ging den Gang vor und öffnete die Tür.

Es war strömendes Regenwetter, Herbstregen, bitter und kalt. Der Sturm wuchs ununterbrochen, und die Nacht war rabenschwarz. Sie stand eine kleine Weile in der Hoftür und starrte hinaus in die Finsternis. Es war, als ob sie ein Schauer durchrieselte.

Aber das währte nur einen Augenblick. Sie trat hinaus,

schloß die Tür hinter sich und stürzte hinaus in die Nacht, dem Brausen des Stromes folgend.

Endlich brach sie zusammen; sie vermochte das Laufen nicht auszuhalten und war erschöpft. Sie legte sich auf einen Erdhaufen nieder, wandte das Gesicht nach oben und ließ sich den Regen ins Gesicht peitschen.

Dadurch erholte sie sich, so daß sie aufstehen konnte; und dann eilte sie wieder vorwärts. Aber sie konnte nicht rasch laufen, sie ging langsam. Sie war durch und durch naß geworden, und ihr Kleid schlug und wickelte sich in dem Unwetter um ihre Füße. Der Sturm spielte mit ihrem blonden Haare, peitschte es hin und her, schlug es ihr ins Gesicht und warf es ihr dann wieder auf den Rücken. Aber sie merkte nichts und fühlte nichts.

„In der Lachsau ertrinken, in der Lachsau ertrinken," klang es ihr vor den Ohren.

Sie stand still. Sie war an den Strom gekommen.

Sie sah in der Finsternis, wie der Strom schwoll und zu ihren Füßen dahinbrauste. Ein kurzes Stück von ihr war ein Strudel, der schneeweiße Wogen aufwarf, die in dem Dunkel der Nacht gleichsam noch fürchterlicher und gespensterhafter wurden. Der Strom war bis über die Ufer emporgestiegen und schleuderte hin und wieder einen mächtigen Wogenschwall hinauf ans Land, gleichsam als ob er erfahren wollte, wie weit er reichen könne.

Anna stand am Ufer und blickte hinaus in den Strom. Sie zitterte vor Kälte. Sie war in bloßem Kopfe von daheim weggegangen; ihr Haar war völlig durchnäßt, und der Regen rann ihr in Strömen über das Gesicht.

Sie setzte sich nieder und starrte hinaus in den Strom

„In der Lachsau ertrinken, in der Lachsau ertrinken."

Sie kroch auf dem Ufer weiter nach dem Strome vorwärts. Dann blickte sie hinab. Es war nur noch ein Schritt bis in den Fluß.

Sie sprang auf, schaute hinaus in den Strom und stand dann einen Augenblick still. Darauf schloß sie die Augen und stürzte sich hinein.

Nach einer kleinen Weile tauchte ein totenbleiches Gesicht aus dem Strudel auf. „Hilfe, Hilfe!" schallte es verzweifelt hinaus in die Nacht. Dann verschwand das bleiche Gesicht, und alles war still — — nur der Sturm heulte, und der Regen strömte.

8.

Am nächsten Morgen herrschte das schönste Wetter. Die Luft war still und klar, und die Regentropfen glitzerten im Sonnenschein im Hofgarten und auf den Wiesen. Und das Land ist niemals schöner, als wenn nach einer Regennacht die Sonne hell scheint.

Die Hochzeitsgäste frühstückten und machten sich dann zum Aufbruche bereit. Der Bräutigam ritt, wie es Brauch ist, ein Stück mit ihnen. Die Lachsau hatte sich verlaufen und war für jedes Geschöpf überschreitbar. Die Hochzeitsgäste von Borg ritten längs des Ufers hin, und es machte ihnen Spaß, ihre Pferde um die Wette laufen zu lassen.

Als sie an einer Landzunge vorüber ritten, die weit hinaus in den Fluß ragte, bemerkte einer, daß irgend ein schwarzer Gegenstand dort draußen auf der Landzunge lag. Man hielt an, sprang von den Pferden und machte sich daran, den Gegenstand in Augenschein zu nehmen.

Es war Anna von Hraun.

Sie lag auf der Seite, droben auf der Landzunge, mit den Füßen im Flusse. Ihre Nachtjacke hatte die Strömung mit fortgerissen, und die bloße Brust schimmerte hervor. Der Mund stand offen und war mit grünem Schleime aus dem Flusse gefüllt, und in die Stirn über dem einen Auge war ein Loch geschlagen. Die Augen aber standen offen und starrten, als man den Leichnam umwendete, den Bräutigam und die Hochzeitsgäste von Borg mit fürchterlicher Ruhe an.

Alle schwiegen. Der Bräutigam war vom Pferde gestiegen. Er war totenbleich. Ein Schauer durchrieselte ihn, so daß er zitterte und sich an sein Pferd halten mußte.

Da hörte man droben auf dem Ufer rufen.

Man sah sich um. Ein großer und stark gebauter Mann kam herbeigeeilt. Es war der „dumme Thorgeir."

Er sprang nach der Stelle, wo man um Anna stand, stieß die Zunächststehenden beiseite, stand dann still und blickte auf den Leichnam herab.

Er bückte sich nach ihm nieder und nahm ihn in seine Arme. Aber als er aufsah, erblickte er den Bräutigam, den er vorher nicht bemerkt hatte.

„Du glaubst wohl, ich gebe Anna von mir, damit du sie noch einmal ermorden kannst?"

Dann eilte er mit seiner Bürde in den Armen ein kleines Stück hinweg, wandte sich um, blickte den Bräutigam und den Menschenhaufen an und brach darauf in ein so höllisches, kaltes Gelächter aus, daß es allen durch Mark und Bein rieselte.

Dann schleuderte er seinen Hut zu Boden und machte sich barhäuptig mit der Leiche auf den Weg, heim nach Hraun.

Er ging langsam und still, trug aber seine Bürde so leicht, als ob es eine Feder wäre.

Der Bräutigam stieg zu Pferde, nahm seinen Hut ab, verabschiedete sich von allen Gästen auf einmal, peitschte auf sein Pferd und jagte ohne Aufenthalt heim nach Borg.

Die Hochzeitsgäste aber ritten ihres Weges weiter und sprachen viel über das Ereignis.

Als Jon heim nach Borg kam, fragte er sofort nach seiner Mutter und dem Pfarrer, der noch nicht aufgebrochen war. Dann schlossen sich die drei allein in die Stube ein und saßen dort lange Zeit. Als Jon wieder herauskam, war er bedeutend ruhiger als vorher.

Die alte Thurid schickte den Verwalter nach Groa auf Hraun. Als Groa kam, hielt sie ihr Taschentuch wechselweise vor ihre Augen und sagte kein Wort. Als Thurid zu ihr trat, brach sie in lautes Weinen aus. Sie küßte Thurid dreimal und dankte ihr weinend für die Wohltaten, die sie ihr und den Ihrigen allezeit erwiesen habe.

Thurid sprach wenig, sagte aber Groa, daß sie und ihr Jon für das Begräbnis der seligen Anna sorgen wollten, und bat sie, sich darüber keine Sorge weiter zu machen.

Groa segnete sie tausendmal und sagte, sie sei immer edelmütig und mild gegen die Leute. Sie trocknete sich die Tränen, und es wurde ihr durch die Abnahme dieser Ausgabe gleichsam leichter ums Herz.

Als Groa wieder weg ging, traf sie an der Hoftür eine Dienstmagd, welche die kleine Jona trug, der seligen Anna Kind.

„Du gesegnetes Kind, du mußt sehr dankbar sein, wenn du den Verstand dazu bekommst,“ sagte sie, „daß du in die-

sem gesegneten Liebesheime und dazu noch im Hause der Eltern aufwachsen darfst. Ja, dein größtes Glück ist es vielleicht, daß deine Mutter tot ist. Sie war ein unglückliches, armes Wesen und hätte dir niemals etwas genützt."

„Gib der Schwester deiner Großmutter einen Kuß, kleine Jona," sagte die Magd. Und da küßte die Kleine, die von nichts wußte, die alte Groa, gleichsam als ob sie ihr für ihre Worte danken wolle. — —

Der beste Tischler in der Gemeinde erhielt Auftrag, einen Sarg für Anna anzufertigen; und für alles wurde gut Sorge getragen.

Der junge Bauer auf Borg war an diesen Tagen schweigsam und gleichsam nachdenklich; er trug aber sein Unglück ruhig.

Es war dem Pfarrer und seiner Mutter geglückt, ihm eine andere Meinung beizubringen als am Morgen nach der Hochzeit, wo er in die Stube zu ihnen trat und laut ausrief: „Anna von Hraun ist ertrunken. Ich weiß wohl, wie das gekommen ist; und ihr wißt es auch."

Es war ihnen aber doch geglückt, ihn von einer derartigen „Torheit," wie sie es nannten, — daß er nämlich irgend eine Schuld an dem Tode des Mädchens trüge — zu heilen.

Aber er war nicht völlig überzeugt. Er konnte an nichts Anderes als an dies denken. Und es war immer wieder dasselbe, was ihm unfreiwillig in den Sinn kam: hätte ich sie geheiratet, wäre dann nicht alles anders gekommen? Aber hätte er sie geheiratet, dann hätte dies nur den Übelstand nach sich gezogen, daß er Borg und jede Forderung auf das Erbe seiner Mutter hätte aufgeben müssen. War es recht oder christlich, das von sich zu weisen, was die Vorsehung

nach Gottes und der Menschen Gesetzen ihm sozusagen in die Hände gegeben hatte?

Er dachte wieder und wieder über dies alles nach; und immer befand er sich in demselben Zweifel, dem fürchterlichen Zweifel darüber, ob er recht gehandelt habe. Er sprach in dieser Zeit oft mit dem Herrn Pastor Eggert. Aber dieser sagte ihm deutlich und bestimmt, daß er weder nach Gottes noch der Menschen Gesetzen gehandelt haben würde, wenn er Borg und dessen Reichtümer für sich und seine Nachkommen ausgeschlagen hätte. Er sagte, daß er wie ein Ehrenmann handeln würde, wenn er nun Anna gebührend begraben und ihr eine Leichenrede halten ließe und ihrer beider Kinde eine christliche Erziehung gebe.

Jon konnte freilich gegen diese Worte des Pfarrers nichts einwenden. Aber dabei war doch noch eines: der Herr Pastor Eggert hatte dies seinem Schwiegersohne unter vier Augen gesagt. Jon aber hegte, wie viele andere in der Gemeinde, den Glauben, daß alles das heilige Wahrheit wäre, was der Pfarrer auf der Kanzel und in der Kirche überhaupt sage. Darüber dürfe man keinen Zweifel hegen. Aber außerhalb der Kirche achteten er wie andere ihren Bezirkspfarrer nicht höher als jeden anderen schwachen und unvollkommenen Menschen, der sowohl fehlen als auch kleine Unwahrheiten sagen könne, wenn es nötig sei.

Jon war nicht das, was man einen leichtsinnigen Menschen nennt. Er wollte, daß es klar und deutlich vor ihm stünde, daß er sich keine Gewissensbisse um Annas willen zu machen brauche. Er war nun Großbauer in der Gemeinde geworden und faßte den Entschluß, die Stütze dieser zu werden, gleichwie seine Mutter dies gewesen war: alle wahren

Fortschritte zu unterstützen und allen denen zu helfen, denen es schlecht ginge, und die in Wahrheit Hilfe verdienten. In diesem Punkte, daß man nur denen helfen solle, die es in Wahrheit verdienten, stimmte er mit seinem Schwiegervater überein.

So kam der Tod Annas eben in dem Augenblicke, wo ein neues Leben für ihn begann.

9.

Es herrschte kaltes Wetter an dem Tage, wo Anna begraben wurde, Schneegestöber aus Norden und etwas Frost. Der Leichenträger waren vier, und sie brachen zeitig am Morgen mit der Leiche nach der Kirche auf. Der Bauer Jon und der Pfarrer aber kamen etwas später dahin.

Jon hatte den Leichenträgern ein gutes Frühstück geben lassen, ehe sie sich auf den Weg machten, und gab ihnen zwei Flaschen Branntwein von je drei Maß mit, damit sie für den Tag Proviant hätten.

Gleich nachdem sie die Leiche in die Kirche getragen hatten, machten sie sich daran, das Grab zu graben, arbeiteten aber langsam und waren im Anfange sehr schweigsam.

Dann begannen sie aus den Flaschen zu trinken und nach und nach gesprächiger zu werden. Sie unterhielten sich von dem edelmütigen Sinne und der Treue der alten Thurid: wie gut sie gegen die selige Anna gewesen sei, indem sie ihr Kind zu sich genommen habe wie die beste Mutter, und daß sie nun zuletzt auch noch so ehrenvoll und großmütig ihr Begräbnis ausrichte.

„Und ich sage euch wahrhaftig, Jon ist der Sohn seiner Mutter,“ sagte Gunnlaug auf Botn, während er aus der Flasche trank und sie denen reichte, die ihm zunächst standen.

Sie waren alle darüber einig, daß Jon der hoffnungsvollste junge Mann in der ganzen Gemeinde sei.

Je leerer die Flaschen wurden, desto mehr begannen sie weich und gottesfürchtig zu werden. Sie sprachen davon, wie das Leben doch vergänglich sei; und die Tränen traten ihnen in die Augen, als sie die Hirnschalen, die aus dem Grabe heraus kamen, auf dem Rande des Grabes in einer Reihe aufstellten. Dann suchten sie auch mit beiden Händen in der Erde nach Totengebeinen und meinten, es sei doch die Hauptsache, daß alles hübsch christlich in geweihte Erde käme.

Der alte Gunnlaug war drunten in dem Grabe damit beschäftigt, die Erde herauszuschaufeln, und begann leise vor sich hin zu singen: „Mein Leben flieht und schwindet hin."

Als das Grab fertig war, kamen der Herr Pastor Eggert und sein Schwiegersohn nach der Kirche, und da hielt der Herr Pfarrer Eggert eine vortreffliche und herzergreifende Rede.

Er erinnerte daran, daß die selige Anna von Jugend auf Menschenfreundlichkeit und christliche Liebe hätte in Anspruch nehmen müssen; und niemals habe sie an einer von diesen zweien Mangel gelitten. „Sie war auf Kosten der Gemeinde erzogen worden; und dann war sie so glücklich, in das sittenreine und christliche Heim der edlen Thurid auf Borg zu kommen, das man mit Wahrheit das Liebesheim dieses Bezirkes nennt. Mit mütterlicher Liebe ertrug diese ehrbare Frau alle Schwachheit und Gebrechlichkeit dieser unserer heimgegangenen Schwester. Sie zeigte die größte Langmut und ihr Sohn die größte Treue in jener Angelegenheit der seligen Anna, in der viele andere anders gehandelt haben würden. Selbstverständlich konnte sie deswegen nicht länger das Glück

genießen, bei ihrer mütterlichen Wohltäterin zu verweilen; aber daß christliche Liebe und treue Fürsorge dieser Mutter und dieses Sohnes ihr auf ihrem ganzen Lebenswege gefolgt sind, dafür ist diese ihr wohlbereitete letzte Wohnstätte Zeugnis, die nun bald hinab ins Grab gesenkt werden soll. Dafür ist all die Fürsorge Zeugnis, die ihren irdischen Überresten hier erzeigt wird. Alle Menschenliebe aber hat mit dem Tode ein Ende; denn sie kann sich nicht betätigen an den irdischen Überresten, weil sie nicht mehr lebendig, sondern tot sind. Dann kommt jene christliche, jene echt christliche Liebe. Sie ist es, die für das letzte Ruhebett sorgt, die zum letztenmal die Worte der Wahrheit darüber erklingen läßt und dann die Erde, die geweihte Erde, über den Heimgegangenen breitet. Ja, meine lieben Brüder, das ist wahre christliche Liebe, die hier eines von ihren Liebeswerken ausübt; denn sie ist es, sie allein, die hinausreicht bis über den Tod, hinaus über Grab und Tod. Amen."

Der Bauer Jon lauschte mit der größten Aufmerksamkeit auf die Rede des Pfarrers, und all sein Zweifel und seine Schwachheit schwanden während der Rede wie Schnee vor der Sonne. Es war, als ob der Pfarrer jedes Wort gewählt habe, um seinem Seelenzustande die rechte Wendung zu geben, ihm den Irrtum zu zeigen, in den er geraten war, und ihm kraft seines Amtes die Wahrheit dessen darzulegen, daß, wenn man die Sache von dem einzig wahren Gesichtspunkte aus betrachte, alle seine und seiner Mutter Handlungen die einzig richtigen und voll von christlicher Liebe wären.

Wie konnte Jon länger in Zweifel sein?

Und er war es auch nicht. Es war gerade, als ob ihm ein schwerer Stein vom Herzen gefallen wäre. All sein innerer

Zwist war nun zu nichts als Einbildung geworden. Er ließ einen Augenblick die Augen über seine Zukunft gleiten: er war die Stütze der Gemeinde, die Zuflucht aller in Wahrheit Bedürftigen, der Beistand aller guten Unternehmungen.

Jon war kein großer Sänger, aber von dem alten Gunnlaug auf Botn sagte man, er sei der beste Sänger. Deshalb tauschten sie mit ihrer Aufgabe: Gunnlaug sang mit dem Pfarrer, Jon aber verrichtete Gunnlaugs Dienst als Leichenträger.

Als er den Sarg aus der Kirche hinaustrug, schien ihm neues Leben durch alle seine Adern zu strömen, gleich als ob neue Kraft und neue Stärke in seiner Brust erwacht wären.

Er schaufelte rasch das Grab zu. Es war ihm so leicht in seinem innersten Herzen, daß er seine ganze Aufgabe mit Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit erfüllen wollte.

Dann war alles zu Ende.

Anna von Hraun ruhte in ihrem Grabe, — — — aus Gnade „jener echten christlichen Liebe, die ihr gefolgt war, gefolgt über Grab und Tod.“

Sigurd der Bootsführer.

Ich bin allezeit fürs Leben gern auf Reisen gegangen, sei es zu Wasser oder zu Lande.

Von uns Isländern scheinen freilich viele der Meinung zu sein, daß es auf unserer einsamen Insel nicht viel zu holen gebe; und damit haben sie ja auch nicht ganz unrecht. Aber ich für meine Person kenne doch nichts Schöneres und nichts, was einen mehr erfrischt und mehr aufheitert, als an einem schönen Sommertage auf einem guten Pferde, auf guten Wegen und mit einem heiteren Gefährten durchs Land zu streifen.

Wenn ich so an meine vergnügten Sommerfahrten denke, da fällt mir immer jener Ritt ein, den ich eines Sommers mit Thorarinn nach dem Handelsplatze Fjördur unternahm.

Thorarinn und ich stammten aus derselben Gemeinde; wir hatten beide miteinander die Lateinschule besucht, verstanden einander ausgezeichnet und hatten uns schon lange vorgenommen, einmal miteinander nach Fjördur zu reiten.

Es war eine gute Tagesreise aus unserer Gemeinde bis nach dem Handelsplatze.

So machten wir uns eines schönen Tages im Juli bereit und brachen, mit tüchtigen Pferden versehen, bei schönstem Wetter gegen Abend von daheim auf.

Als wir hinauf auf die Haide von Fjördur gelangten, war es schon späte Nacht geworden; aber es war doch nicht weiter besonders dunkel, so daß wir uns ganz gut zurecht fanden.

Es wäre auch die reine Lüge, wenn man behaupten wollte, es sei langweilig, in der Nacht über die Haide zu reiten, wenn die Nacht so hell und das Wetter so gut ist.

Nirgends kann sich der Mensch dem Genusse der Natur so innig und so vollkommen hingeben wie droben auf den Bergen. Daheim in seinem Hause plagt er sich den ganzen Tag mit menschlichen Arbeiten und Sorgen, und es gibt manchen, der immer noch nicht daran glauben will, daß das elende bißchen Plackerei gleichsam einen häßlichen Fleck in dem großen schönen Buche der Natur bildet. Ja wahrlich, die Natur wäre gleichsam reiner und herrlicher, wenn es das nicht gäbe!

Wie so ganz anders ist es da doch droben auf den Bergen! Da gibt es nichts, was einen plötzlich aus dem großartigen Zauber der Natur herausrisse. Nirgends ist die sommerliche Stille der Nacht so schweigsam wie da droben. Gewaltige Bergmassen und schaurige Einöden, endlose, weite, einsame Strecken, wunderbare Felsgebilde und Hügelstürze: alles steht totenstill, stumm und schweigend in seiner wild erhabenen Größe; und nichts erinnert einen da droben an den Menschen, außer vielleicht der Weg, den man dahinzieht, der wohl gewöhnlich von Menschenhand geschaffen ist.

Wir ritten langsam über die Haide dahin, Thorarinn und ich. Es machte uns so viel Vergnügen, einmal in der Nacht da droben zu sein, und es war uns darum nicht weiter daran gelegen, rasch vorwärts zu kommen, zumal auch der Weg nicht gerade der beste war.

Wir unterhielten uns miteinander von dem und jenem, meist von den Gespenstergeschichten, die über die Haide von Fjördur im Umlaufe waren, und die sich besonders um die Schutzhütte mitten in der Haide drehten. Wir verurteilten miteinander allen Gespensterglauben um die Wette, und doch konnte keiner von uns beiden behaupten, daß er sich im Dunkeln nicht fürchte. Aber wir waren in jenen Jahren zu eitel, das zuzugeben; und da wir ja ihrer zwei waren, fanden wir es für wohlangebracht, uns tapfer zu halten und mutige Reden zu führen.

Thorarinn meinte sogar, es müsse ein prächtiger Spaß sein, an der Schutzhütte abzusteigen und einmal nachzusehen, wie die Gespensterhöhle inwendig aussehe.

Aber als wir an die Hütte kamen, spornten wir beide unsere Pferde an und sprengten, stumm wie die Steine, eiligst an ihr vorüber. Es fiel gar keinem von uns ein, noch ein Wort davon zu sagen, daß wir absteigen wollten; und, wenn ich recht gesehen habe, sandte mein guter Freund Thorarinn der Hütte einen Blick zu, der von allem Anderen als von Mut und Tapferkeit zeugte.

Wir ließen es nachher sein, uns weiter von Gespenstern zu unterhalten. Wir ritten im Galopp über die Haide dahin, und als wir am Rande der Hochebene ankamen, hatte die Morgensonne schon eine gute Weile geschienen.

Gott sei Dank, jetzt lag die Haide hinter uns!

Die Sonne glänzte rings auf den Gletschern und höchsten Berggipfeln, und mir erschien diese kalte Einöde so wunderbar bezaubernd schön in ihrer einsamen Stille. — Tief unter uns breitete sich ein herrliches Tal aus, wo alles von Sommerarbeit und menschlichem Lebenskampfe zeugte. Hier

und da begann von den Häusern der Rauch aufzusteigen, und einzelne Leute kamen ins Freie, um zu mähen.

Wir erholten uns eine gute Weile auf dem „Haidehofe,“ dem nächsten Gehöfte am Bergeshange nach Norden zu, schliefen ein paar Stunden und ließen unsere Pferde ausruhen.

Aber welch eine Veränderung war mit dem Wetter vergegangen, als wir wieder erwachten!

Von dem schönen Wetter am Morgen war nicht mehr viel zu spüren.

Es war ein nasses dichtes Schneegestöber mit Sturm und beißender Kälte eingetreten, was übrigens kein Wunder war, da draußen an der Küste das Treibeis lagerte.

Wir machten uns darum rasch wieder auf den Weg und ritten stolz nach dem Handelsplatze hinunter, wo wir am Abende anlangten.

Da wir keine Bekannten dort hatten, begaben wir uns nach dem Gasthause und schlugen dort unser Quartier auf. Nachdem wir uns nach den Strapazen des Unwetters wieder etwas herausstaffiert hatten, beschlossen wir nach dem Rate des Schenkmädchens, in die Gaststube hinunter zu gehen und erst eine kleine Stärkung zu uns zu nehmen, ehe wir uns aufmachten, um uns in dem Orte umzusehen.

Es war dunkel in der Gaststube, als wir eintraten. Vor den Fenstern hatte man die Läden geschlossen und drin im Ofen eingeheizt. Der Ofen stand offen und warf einen roten Lichtstreifen quer über die Diele bis an eine Bank hin, auf der ein großer Mann saß.

Er saß vornübergebeugt, hatte schneeweißes Haar und einen schneeweißen Bart und starrte so geistesabwesend in

den Ofen hinein, daß er es gar nicht bemerkte, wie wir eintraten.

Ich weiß nicht, ob es deshalb war, weil jenes Halbdunkel im Zimmer herrschte, oder deshalb, weil jener Mann so riesengroß war: jedenfalls war es mir, als ob ich gleichsam zusammenzuckte, als ich ihn erblickte.

Und doch brauchte man sich vor diesem Manne eigentlich nicht zu entsetzen.

Als das Mädchen mit dem Lichte kam, begann ich ihn genauer zu betrachten.

Sein Gesicht zeigte außerordentlich grobe Züge, hatte aber einen ziemlich gutmütigen Ausdruck; und doch lag etwas eigentümlich entsetzlich Trauriges nicht nur über seinem Gesichte, sondern über dem ganzen Manne selbst.

Er war offenbar gehörig betrunken. Er saß mit einem Zinnkruge in der einen Hand, und als das Mädchen mit dem Lichte kam, hob er den Krug ein wenig und sagte: „Mehr!"

Das Mädchen verstand, was er meinte, nahm den Krug, füllte ihn mit Toddy und brachte ihn ihm wieder. Er nahm ihn schweigend, setzte ihn an den Mund, trank ihn bis zum Boden leer und sagte wieder: „Mehr!"

Das Mädchen willfahrte ihm wieder. Aber diesmal trank er nicht aus dem Kruge, sondern stellte ihn neben sich.

Wir setzten uns an den Tisch, weit entfernt von ihm, und das Mädchen brachte uns unsere Erfrischung; dann aber entfernte sie sich rasch, so daß wir sie nicht fragen konnten, wer der Mann sei.

Er saß still wie zuvor, stumm wie ein Stein, und würdigte

uns keines Blickes; es war gerade, als ob er gar nicht wüßte, daß wir da seien.

Dann richtete er sich ein wenig in die Höhe und legte die Hände auf den Tisch.

Ich habe niemals so große und muskulöse Hände gesehen.

Die Muskeln seiner Hand traten besonders hervor, weil er den Zinnkrug so fest umspannte.

Aber immer hielt er den Kopf gesenkt und starrte in den Ofen.

Wir unterhielten uns an unserem Ende des Tisches nur halblaut miteinander, konnten aber nie unseren Blick von diesem riesengroßen, weißhaarigen Manne wegwenden.

Mit einem Male ergriff er den Zinnkrug und leerte ihn auf einen Zug.

Es schien mir, als ob ihm sein Kopf noch weiter auf die Brust niedersänke als zuvor, und wir meinten, nun würde er wohl einschlafen.

Aber da sahen wir plötzlich, daß sich seine Lippen bewegten, und wir hörten, wie er halblaut sagte: „Kain, Kain!“

Und gleich darauf wiederholte er laut: „Kain, Kain!“

Es klang wie ein Verzweiflungsschrei, und in seiner Stimme lag so furchtbares Entsetzen, daß es uns war, als liefe uns kaltes Wasser zwischen Haut und Knochen durch den ganzen Körper.

Ich weiß nicht, ob wir in dem Schauder, der uns überrann, vielleicht etwas an den Tisch gestoßen hatten; jedenfalls war es, als ob der Mann plötzlich zusammenzuckte. Er richtete sich auf und wandte die Augen auf uns.

O, welcher Blick lag in diesen Augen!

Ich habe niemals so viel Schmerz und so viel Kummer aus den Augen eines Menschen blicken sehen; und doch war es, als ob eine entsetzliche Angst alles Andere überwiege.

Er wollte aufstehen, vermochte es aber nicht und sank wieder auf die Bank zurück.

Dann legte er seinen Kopf auf den linken Unterarm auf den Tisch, mit der rechten Hand aber griff er mit eisernem Griffe um den Zinnkrug.

Bald darauf hörten wir, daß er zu schnarchen begann; und als wir näher zusahen, hatte er den Zinnkrug in seiner Rechten zusammengedrückt, so daß er nur noch ein Klumpen war. —

In diesem Augenblicke trat der Wirt ein.

Er war ein hoher, kräftiger Mann mit klugem und heiterem Gesichtsausdrucke.

Wir zögerten nicht lange, ihn zu fragen, wer der alte riesenhafte Mann sei, der da auf dem Tische eingeschlafen wäre.

„Das ist Sigurd der Bootsführer," antwortete der Wirt.

„Hat er nun diesen Zinnkrug auch wieder zusammengedrückt?" fuhr er fort, während er an den Tisch trat, wo Sigurd schlief, und ihn betrachtete.

„Ich muß Ihnen nämlich sagen," ergänzte er, zu uns gewandt, „daß ich mit den Trinkgefäßen für ihn oft in Verzweiflung gewesen bin. Alle Gläser zermalmte er und verletzte sich dabei oft die Hand. Darum habe ich mir diese Zinnkrüge kommen lassen, einzig und allein für ihn, und die läßt er ja meist ganz; aber bisweilen verfährt er mit ihnen wie mit dem da."

„Er ist natürlich ein fürchterlicher Raufbold," sagte ich

„Sigurd der Bootsführer? O nein, bei weitem nicht! Er ist der friedfertigste Mann im ganzen Lande, darauf können Sie sich verlassen, so stark wie er ist. Aber kennen Sie denn Sigurd den Bootsführer nicht? Haben Sie nicht davon erzählen hören, was er erlebt hat?“

„Nein, niemals; nicht ein Wort.“

„Hm, das ist eine entsetzliche Geschichte,“ sagte der Wirt, und dabei nahm sein freundliches Gesicht einen ernsten Ausdruck an.

Und dann nahmen wir alle drei am Tische Platz, und der Wirt erzählte uns die Geschichte von Sigurd dem Bootsführer. —

Es war späte Nacht geworden, als wir uns trennten und zu Bette gingen, alle in gleich ernster Stimmung und in Gedanken über die Geschichte. Sigurd der Bootsführer aber schlief unterdessen ununterbrochen am Tische weiter. — —

Seine Geschichte aber habe ich hier aufgeschrieben, so gut ich mich ihrer nach dem erinnere, was uns der Wirt an jenem Abende erzählt hat.

2.

Der Herbstfischfang in Vik war der beste gewesen, dessen sich die ältesten Leute erinnerten. Die Boote waren fast immer bis zum Rande gefüllt heimgekehrt, und das Wetter war, obwohl hin und wieder einmal der Wind aus der oder jener Richtung gepfiffen hatte, prächtig gewesen.

Den besten Fang hatte in jenem Herbste in ganz Vik Sigurd von Baer gemacht, der älteste Sohn der Witwe, die jenen Hof besaß. Er war zwanzig Jahre alt und übertraf alle jungen Leute in den umliegenden Gemeinden an Tüchtig=

keit und seemännischer Erfahrung. Diesen Herbst war er zum erstenmal Führer eines Bootes gewesen, und das allgemeine Urteil über ihn war, daß er seine Sache prächtig gemacht habe. Sigurd war ein riesenhafter Mann, mit gewaltig breiten Schultern und aufrechtem Gange, von außerordentlicher Körperkraft, dabei aber gutmütig und friedfertig.

Er hatte einen Bruder, der Einar hieß und ein Jahr jünger war als er. Einar war Bootsmann bei seinem Bruder, diesem aber in vielen Beziehungen unähnlich. Er war von schmächtigem Wuchse und zart gebaut, nicht recht fest auf der Brust und konnte nicht viel schwere Arbeit verrichten; aber trotzdem war er ein lebendiger Geselle, allezeit vergnügt und immer zu lustigen Streichen aufgelegt.

Sigurd dagegen war eher ein trockener Bursche, wenn er mit Leuten zusammenkam, und beteiligte sich selten an den Spielen der übrigen jungen Männer, wie sie damals gepflogen wurden. Jeden Tag, wo man am Lande blieb, war es auf den Sandbänken oberhalb der Fischerhütten voll von Fischern, die dort spielten. Entweder veranstaltete man einen Bauernringkampf, oder man erprobte seine Kräfte durch leichteres Ringen und ähnliche Spiele. Da stellte man sich gegenseitig Rätsel oder übte sich in Wortgefechten und griff, wenn man nicht gleich eine andere Antwort wußte, wohl auch einmal zu Steinen. Bisweilen kamen wohl auch alle diejenigen aus dem ganzen Fischerplatze, die sich am besten darauf verstanden, Reime zu schmieden, in einer Hütte zusammen und wetteiferten dort miteinander, Knittelverse zu dichten. Überhaupt wurde bei einer solchen Gelegenheit alles das ins Werk gesetzt, was jungen, lebenslustigen Leuten einfallen kann, um sich die Zeit zu vertreiben und Munterkeit im Gange zu halten.

Obwohl die beiden Brüder einander in vielen Dingen unähnlich waren, bestand zwischen ihnen doch das beste Verhältnis. Sigurd behandelte Einar weit eher als seinen Sohn wie als jüngeren Bruder. Wenn Einar krank war — und das kam öfter vor —, dann wich Sigurd nicht von seiner Seite und pflegte und wartete ihn fast wie ein Kind. Aber auch Einar liebte seinen Bruder von Herzen und tat nichts, was nicht Sigurd erst gut geheißen hätte.

Nur in Einem glichen sich die beiden Brüder, und das war: daß sie sich beide im Dunkeln entsetzlich fürchteten. Sigurd war darin fast noch schlimmer als Einar und traute sich, wenn es finster geworden war, wie man so sagt, fast nicht, über den Hausflur zu gehen. Man machte sich wegen ihrer Furchtsamkeit oft über die beiden Brüder lustig, besonders über Sigurd; und das war auch kein Wunder, da er ja ein reiner Riese an Kraft war. Aber er konnte sich immer damit entschuldigen, daß sich der Riese Grettir in der altisländischen Heldensage ja ebenso vor der Dunkelheit gefürchtet habe.

Diese Furcht der beiden Brüder vor der Dunkelheit hatte jedoch, wie so manches Andere, ihren ganz natürlichen Grund. Sie stammten nämlich aus einer Gemeinde, wo man abergläubischer war als sonst irgendwo. Man glaubte dort an eine Unmenge von Moris und Skottas, die von allen gesehen und gehört wurden, von Geistersehern und Nichtgeistersehern. Und zu den alten Gespenstern kamen noch ebensoviele neue, als Leute in der Gemeinde starben. Hatte jemand seinen Geist ausgehaucht, dann ging er sofort in heller Lohe um, nicht nur bei seinen Verwandten, Bekannten und Nachbarn, sondern er wanderte auch aus einer Gemeinde in die

andere. Wenn jemand aus einem Hause, wo einer gestorben war, eine Reise unternahm, dann hatte das Gespenst immer Zeit, ihm zu folgen, wohin er auch ging; und es machte es sich zum Vergnügen, auf jedem Hofe schon vor ihm anzukommen, wo es sich die Zeit dann damit vertrieb, irgend jemandem, der draußen stand und an nichts weiter dachte, sein totenbleiches Haupt entgegenzustrecken oder oben auf dem Hause hinzureiten und sich dann an der Stubenwand hinabgleiten zu lassen, die Kühe im Stalle mit den Schwänzen zusammenzubinden, das Feuer in der Küche auszulöschen oder irgend einer Dienstmagd mit eiskalter Hand eine Ohrfeige zu versetzen, so daß sie beinahe in Ohnmacht fiel. Und manchmal, wenn sich einer in aller Unschuld eine Prise nehmen wollte und die Finger in seinen Tabaksbeutel steckte, fand er zu seinem Entsetzen schon ein paar eiskalte Finger darin vor, die sich auch eine Prise nehmen wollten. Wenn sich so etwas zutrug, dann konnte man immer sicher sein, daß entweder bald jemand von einem Hofe zu Besuche käme, wo irgend ein Gespenst hauste, oder daß irgend ein naher Verwandter oder Freund gestorben war, der nun umging, um seinen Freunden und Verwandten seinen Tod anzuzeigen.

Mit solchen Geschichten waren die beiden Brüder von Kindesbeinen an auferzogen worden, so daß es in der Tat nicht zu verwundern war, daß sie sich im Dunkeln fürchteten. Die meisten Ereignisse, zu denen die Leute keine Ursache finden konnten, wurden Gespenstern zugeschrieben. Wenn ein Pferd in der Dunkelheit scheu wurde, dann hatte es natürlich etwas Unreines gesehen; wenn sich jemand im Dunkel der Nacht oder im Schneewetter verirrte, dann war er irregeführt worden; wenn irgend eine absonderliche Krankheit ein

Tier befiel, dann wurde das fast allemal einem Gespenste in die Schuhe geschoben.

Selbstverständlich fürchteten sich nun nicht alle in der dortigen Gemeinde so sehr in der Dunkelheit wie Sigurd. Aber es ist mit der abergläubischen Furcht wie mit so vielem Anderen: der eine besitzt sie in höherem, der andere in geringerem Maße, trotzdem der Anlaß dazu schließlich ein und derselbe gewesen ist. —

Nun war es gegen Weihnachten geworden, und alle, die nicht in Vik daheim waren, rüsteten sich zur Heimfahrt.

Auch die beiden Brüder Sigurd und Einar wollten, wie sie immer pflegten, nach Hause zu ihrer Mutter und bis etwa Mittwinter oder bis zur Winterfischzeit daheim bleiben.

Aber an dem Tage, wo sie hatten aufbrechen wollen, wurde Einar krank, so daß an diesem Tage nichts aus der Reise wurde. Am nächsten Tage, dem Tage vor dem Weihnachtsheiligabend, ging es Einar zwar etwas besser, aber er war doch nicht recht reisefähig. Nun wußten die Brüder, daß sich ihre Mutter um sie ängstigen würde, wenn sie ihre Reise bis nach Weihnachten verschöben; bis nach Hause aber brauchten sie zwei Tage, so daß sie, wenn sie überhaupt zum Feste daheim sein wollten, an diesem Tage aufbrechen mußten. Einar war ganz außer sich und wollte durchaus fort; aber Sigurd entschied, daß er ruhig dabliebe, und brachte ihn nach einem Hofe in Vik, ganz in der Nähe des Fischerplatzes, wo er Weihnachten über bleiben sollte. Sie waren beide überzeugt, daß er dann wieder völlig auf den Beinen sein würde, und machten aus, daß er Sigurd nach dem Feste nachfolge.

So rüstete sich denn Sigurd allein zur Heimfahrt. Seine Mutter hatte ihnen ein Pferd geschickt, auf das sie ihr Gepäck

und ähnliches laden sollten; sie selbst aber wollten zu Fuße gehen, da der Weg ja gut war.

Sigurd nahm nun Abschied von seinem Bruder, dem es offenbar außerordentlich zu Herzen ging, daß er allein zurückbleiben sollte; aber es half eben nichts.

Der Weg, den Sigurd ziehen mußte, lag so, daß er die erste Tagereise noch durch Dörfer kam; die zweite aber mußte er über die Haide von Fjördur und durch die Täler, die von dieser aus wieder in die Niederung führen.

Das Wetter war an dem Tage, wo Sigurd, das Pferd am Zügel führend, aus Vik aufbrach, prächtig; der Himmel war klar, und es herrschte starker Frost. Gegen Abend gelangte Sigurd nach dem „Haidehofe“ und übernachtete dort.

Am Morgen des Weihnachtsheiligabends stand Sigurd auf, sobald es hell wurde. Das Wetter war zwar noch gut, aber der Bauer meinte doch, Sigurd solle lieber warten, bis es völlig Tag sei, damit man besser sehen könne, was wohl aus dem Wetter werden würde. Jedoch Sigurd brannte darauf, sobald wie möglich weiterzukommen, weil er sah, daß er, wenn er noch länger verweile, kaum mehr bei Tageslicht über die Haide kommen würde. Im Dunkeln aber wollte er um keinen Preis mehr unterwegs sein.

Darum brach er denn auch sofort auf.

Es war ihm so wunderbar leicht ums Herz, und er war so froh zu Mute, als er das Tal dahin zog, wie es ja vielen Leuten geht, wenn sie frühzeitig bei gutem Wetter aufbrechen und sicher zu sein glauben, abends daheim einzutreffen.

Es lag ein halblichter neblichter Schleier über dem Tale, der immer durchsichtiger wurde, so daß die Talgründe und Höhen deutlicher sichtbar wrden. U nd als es ganz hell ward,

sah er, daß der Himmel heiter war und das Wetter wahrscheinlich aushalten würde.

Als er das Tal hinauf gelangt war, wo der Weg nach der Haide hin abzweigt, machte er Halt, um sich eine kleine Weile auszuruhen, und gab dem Pferde etwas von dem Heu, das er aus dem „Haidehofe" mitgenommen hatte.

Während er dort Atem schöpfte, blickte er um sich. Es war jetzt völlig Tag geworden. Unter ihm lag das Tal in stahlgrauem Schimmer, da es nur erst von einer ganz dünnen Schneedecke überzogen war. Zu beiden Seiten desselben erhoben sich dunkle, riesenhafte Felsklippen, zwischen denen herunter sich tiefe Schluchten hinab ins Tal zogen. Hoch darüber aber glänzten die schneeweißen Bergkuppen mit einzelnen Spitzen und Vorsprüngen, die gegen den lichtgelben Morgenhimmel manchmal ganz sonderbare Gestalten annahmen. Einige von ihnen lehnten sich, wie ihres langen und eintönigen Lebens überdrüssig, hinten über, als wollten sie sich niederlegen und bis zum jüngsten Tage ausruhen; andere wieder neigten sich nach dem Tale herüber, als wollten sie Ausschau halten, ob irgend ein lebendes Wesen so verwegen sei, das Tal heraufzuziehen und über Berghänge und Gletscher zu ihnen herauf zu klettern.

Sigurd empfand wohl, obgleich er sich nicht weiter Rechenschaft darüber ablegte, wie die Natur da droben in ihrer Einsamkeit doch so rein und erhaben sei; aber weil er ein achtsamer Wanderer war, begann er doch auch, genauere Umschau nach dem Wetter zu halten. Es war fast windstill, und der Himmel war klar; nur um die Spitze des höchsten Gipfels über dem unteren Ende des Tales hatte sich eine lichte Schneewolke festgesetzt.

Sigurd stand noch eine kurze Weile und begann dann die Abhänge nach der Haide hinanzuklettern. Diese sind ebenso steil als hoch und von einer Unmenge von Klüften zerrissen, so daß man nur langsam über sie vorwärts kommt. Und schon mancher Wanderer hat erfahren müssen, daß man an einem schönen Sommertage ebensoviele Zeit braucht, um über sie hinweg zu kommen, wie das ganze Tal entlang zu reiten, das doch auch nicht etwa besonders kurz ist.

Während nun Sigurd die Haidehänge hinankletterte, ließ er doch die Schneewolke am unteren Ende des Tales nicht aus dem Auge.

Er gewahrte bald, daß sie größer wurde. Es war fast, als ob sie sich im Augenblicke vervielfältige. Unter ihr bildeten sich andere lichte Wolkensäulen, und bald war der Berggipfel am Ende des Tales ganz in Wolken gehüllt. Aber es dauerte nicht lange, so hüllten sich auch die kleineren Bergspitzen zu beiden Seiten des Tales in lichte Wolkenschleier, die sich langsam an den Abhängen hinunterzogen und dichter und dunkler wurden.

Als Sigurd den Rand der Haide erreichte und über die Hochebene hinblickte, war er bald nicht mehr in Zweifel darüber, daß da droben ein Schneesturm losgebrochen sei. Er gewahrte, wie sich schneeweiße dichte Massen da oben herumwälzten, gegen einander wirbelten und einander überstürzten.

Schon am Rande der Haide war der Wind ziemlich heftig und blies Sigurd gerade ins Gesicht.

Es war nicht zu verwundern, daß ihn ein leiser Schrecken durchrieselte, als er über die Haide hinblickte; und das Erste, was er dachte, war: „Das einzige Gute ist nur, daß mein Bruder Einar nicht mit ist.“

Zuerst flog ihm der Gedanke durch den Kopf, daß es wohl das Richtigste wäre, wieder umzukehren. Aber als er dann darüber nachdachte, daß er den Weg über die Haide doch genau kenne, und daß er sie oft bei schlechtem Wetter im Winter durchkreuzt habe, wenn zwar auch in Gesellschaft anderer Reisegenossen, da entschloß er sich ohne weiteres, seine Wanderung fortzusetzen.

Es fiel ihm auch seine Mutter daheim ein, und er sagte sich, daß sie in entsetzlicher Angst leben würde, wenn keiner von den beiden Brüdern nach Hause käme, besonders da das Wetter so schlecht war.

Daher wanderte er denn ohne Zögern in die Haide hinein, schritt scharf aus und zog das Packpferd hinter sich her.

Aber immer näher rückten die lichten Wolkenmassen auf der Haide vor ihm an ihn heran; und er war noch nicht weit gelangt, als sie ihn wirbelnd umtanzten. Als er sich umblickte, sah er, daß der Schneesturm schon bis hinab in den Talgrund gelangt war; und je weiter er vorwärts schritt, desto beschränkter ward sein Gesichtskreis. Die Schneewolken hüllten ihn von allen Seiten nur so ein; sie wirbelten um ihn her und schossen dann, von dem immer mehr zunehmenden Winde gepeitscht, davon; rechts und links, vor und hinter ihm war alles eine einzige dichte, dunkle Schneewand, die unter heulendem Sturme immer näher an ihn heranbrauste.

Es überlief Sigurd eiskalt, wenn er daran dachte, wie diese Fahrt über die Haide enden würde.

Würde sie überhaupt jemals ein Ende nehmen?

Wenn es in diesem Lande, das dem Menschen sowieso schon genug Mühsal auferlegt, etwas Furchtbares und Ent-

setzliches gibt, dann ist es gewiß eine einsame Irrfahrt droben in den nicht enden wollenden Schneefeldern.

Die Leute sprechen so oft davon, daß unser Leben hienieden ein ewiger Kampf mit der Natur sei.

Und doch ist es in Wirklichkeit gar kein Kampf, weil die Natur niemand besiegt, und auch gar niemand zu besiegen hoffen darf. Wenn aber der eine Kämpfer gar keine Hoffnung haben kann, den anderen je zu überwinden, so wird überhaupt nichts aus dem Kampfe.

Die Natur hat, wenn ihr Gesetz es gebietet, sowohl die Gewalt wie die Macht, jeden Lebensfunken auszulöschen, der sich oben auf den Bergen regt, und jedes lebende Wesen, das sich etwa da oben rührt, irgendwo in der Gletscherwelt verschwinden zu lassen, wohin niemals in aller Ewigkeit ein Sonnenstrahl dringt, und wo kein Sommer dem Lichte zuführt, was sie verbergen will. Sie kann jedes Schiff auf dem Meere vernichten, so daß nicht ein Stückchen davon übrig bleibt, jede menschliche Wohnung vom Erdboden vertilgen und ganze Länderstrecken in wüste Einöden verwandeln.

Und es nützt nichts, zu fragen: „Warum tust du das?"

Ihre Gesetze sind ihr Geheimnis; und das enträtselt niemand.

Sie allein darf die im Kampfe Gefallenen begraben, wo sie will, und ihnen nachsenden, wen sie will; — sie hat niemandem Rechenschaft darüber abzulegen.

Was kümmern sie Menschentränen und menschlicher Kummer?

Sie zieht ihre eigenen Wege, und alles, was sich ihr entgegenstellt, muß fallen — gleichgiltig, ob es ein Bergriese oder nur ein Stein, ein Mensch oder ein Wurm ist —; alles

muß fallen, weil es ihr entgegentritt, wenn sie die Erfüllung ihrer geheimnisvollen Schreckensgesetze fordert.

Für sie ist alles klein, weil sie allein groß ist.

Deswegen ist es auch so entsetzlich, allein über die Haide zu ziehen, wenn die Natur erbarmungslos wütet.

Da ist keine menschliche Hilfe in der Nähe. Die Natur und der Wanderer kämpfen einen einsamen Kampf in der fürchterlichen Einöde. Da ist niemand, der Kunde geben kann von dem, was da oben geschehen. Und wenn der Angstschrei des Wanderers erschallt, so packt ihn wütend der Sturm und schleudert ihn irgendwo hinaus in die Gletscherwelt, wo er erstirbt und nie wieder gehört wird.

Es war darum kein Wunder, daß Sigurd ein Schauer überkam, als er an seinen Weg über die Haide dachte.

Er überlegte sich noch einmal, ob er nicht lieber umkehren sollte. Aber auf der einen Seite hatte er keine große Lust dazu, und auf der anderen getraute er sich fast eher, den Weg über die Haide als wieder über die Haidehänge zurück und das Tal hinab zu finden.

Das Unwetter war jetzt so heftig geworden, daß er das Pferd kaum mehr hinter sich herzuziehen vermochte; denn es wandte sich um und wollte wieder zurück. Es blieb ihm deshalb nichts Anderes übrig, als hinterher zu gehen und es anzutreiben.

Es war in dem Schneetreiben ordentlich dunkel um ihn geworden, und er konnte manchmal kaum mehr drei Schritte vor sich sehen; aber trotzdem blieb er auf dem rechten Wege, weil dieser einerseits durch eine Menge Steinhaufen gut gekennzeichnet war und er ihn auch sonst noch erkennen konnte, da der Sturm den Schnee zum großen Teile von der Haide

wieder wegfegte. Aber nach und nach bedeckte er den Weg doch dichter und dichter, und je weiter Sigurd in die Haide hinein gelangte, desto schwieriger wurde es, den rechten Pfad innezuhalten.

Aber das Allerschlimmste war, daß sein Gesicht immer und immer wieder so dicht von einer Schneekruste bedeckt wurde, daß er kaum noch etwas sehen konnte. Einmal über das andere mußte er stehen bleiben, um zu versuchen, die Schneekruste mit der immerhin noch etwas wärmeren Hand aufzutauen und von seinen Augen zu entfernen.

Sigurd meinte im stillen, er wolle Gott danken, wenn er lebendig bis an die Schutzhütte käme, und beschloß, die Nacht dort zu verbringen, obwohl er wußte, daß es gerade keine vergnügte Christnacht werden würde.

Er war überzeugt, daß er noch auf dem richtigen Wege wäre, und glaubte, daß er, soweit er ermessen konnte, nun bald an der Schutzhütte sein müsse.

Aber es war gerade, als ob das Wetter immer schlimmer würde, der Sturm noch mehr anwachse und das Schneegestöber immer mehr zunehme. Das Pferd wurde immer widerspenstiger und verlangsamte das Vorwärtskommen; ja, schließlich legte es sich gar nieder, und Sigurd glaubte, er würde es nie wieder auf die Beine bringen. Nachdem er es mit Not und Mühe endlich wieder ein Stück fort gezerrt hatte, stieß er plötzlich in der Finsternis auf einen der als Wegweiser dienenden Steinhaufen, der, wie er erkennen zu können glaubte, nicht mehr weit von der Unterkunftshütte entfernt war.

Nach vieler Mühsal und unsäglichen Beschwerden langte er denn endlich auch glücklich dort an.

Die Unterkunftshütte war, wie die meisten derartigen hierzulande, nur ein roher, einfacher Bau. Erst nachdem eine Menge Leute ihren Tod in der Haide gefunden hatten, kamen die angrenzenden Bezirke nach jahrelangen Verhandlungen überein, ein Unterkunftshaus da oben zu errichten. Und als schließlich diejenigen Gemeindevorsteher, die der Haide im Norden und Süden am nächsten wohnten, von den Bezirksverwaltungen angewiesen worden waren, die Hütte auf Kosten ihrer Gemeinden zu errichten, da dachte man mehr daran, einen kleinen Vorteil aus der Sache zu ziehen — wie das ja bei der einen und anderen Gemeindeangelegenheit so gemacht wird — als daran, das Haus für die Wanderer, die im Schneesturme dort Schutz suchen würden, so gut wie möglich herzustellen. Aber trotzdem mochte es ja im Anfange gehen; wenigstens fand man im ersten Herbste Feuerholz, etwas Heu und Zündstoffe da oben vor, und außerdem hatte man eine Feuerstelle errichtet, eine Bank aufgestellt und einen Spaten und mehreres Andere zum allgemeinen Nutzen gestiftet. Das Haus war natürlich nicht verschlossen, aber die Tür mit einem hölzernen Riegel versehen. Freilich, ehe nur im ersten Herbste der erste Schnee kam, war alles Heu verschwunden, von Feuerholz war nichts mehr zu sehen, und nach Zündstoffen konnte man suchen. Und seitdem hatte man auch nichts wieder hingebracht. Es dauerte aber nicht lange, da war sogar der Spaten verschwunden. Am längsten sah es noch ein Topf mit an, bis er sich eines Herbstes in einer finsteren Nacht auch noch davongemacht hatte. Man sprach natürlich auf den Bezirksversammlungen zu beiden Seiten der Haide viel darüber, daß es doch wohl nötig sei, sich besser um die Schutzhütte zu kümmern; aber es wurde nichts daraus, weil

die Bezirksverwalter die Gemeindekinder gegenseitig beschuldigten, die Gebrauchsgegenstände aus der Hütte gestohlen zu haben.

Am allerschlimmsten aber stand es um das Häuschen, als eines Herbstes schließlich gar die Tür gestohlen worden war, so daß der Gemeindevorstand im Süden der Haide endlich einen männlichen Entschluß faßte und der Unterkunftshütte eine neue Tür schenkte. Damit aber hatte die Ausrüstung ein Ende.

Die Hütte war so eingerichtet, daß sich an dem einen Ende, etwa in halber Manneshöhe, ein Zwischenboden befand, wo man schlafen konnte; am anderen Ende aber war keiner, da man dort seine Pferde hinstellen sollte, wenn man überhaupt welche hatte. —

Nachdem Sigurd in die Schutzhütte gelangt war und sich darin umgesehen hatte, schloß er die Tür und lehnte sein Sattelzeug und Gepäck inwendig gegen diese, weil er fürchtete, der Sturm könne sie aufreißen. Um sie noch fester zu verschließen, stemmte er seinen Gebirgsstock schräg dagegen und gab dann seinem Pferde zu fressen. Er selbst kroch hinauf auf den Zwischenboden und legte sich dort, nachdem er es sich so bequem wie möglich gemacht hatte, nieder.

Er schloß die Augen und versuchte zu schlafen. Aber er war nicht imstande, Schlaf zu finden. Es überkam ihn eine so eigentümliche Unruhe, gerade jetzt, wo er aus dem Schneesturme in die Stille der Hütte gekommen war und sich ausruhen wollte. Er konnte nichts dagegen machen, so viele Mühe er sich auch gab, daß ihm immer wieder die Gespenstergeschichten einfielen, die ihm in seiner Jugend erzählt worden waren. Eine nach der anderen gingen sie ihm durch den Kopf, nahmen in seiner Phantasie noch größere Ausdehnung an, wuchsen

und wurden zu lebendigen Folgegeistern, die er vor sich sah, und von denen er die Augen nicht wenden konnte, — bis er schließlich in entsetzlicher Angst in die Höhe fuhr, nicht wissend, ob er wachte oder schlief, und nach der Decke starrte, um zu sehen, ob er etwas erblicke. Aber er sah nichts. Dann legte er sich wieder und fühlte, wie ihm der kalte Schweiß aus allen Poren drang.

Er versuchte, die Augen offen zu halten; er begann, an alles mögliche Andere zu denken; er horchte auf den Sturm und das Unwetter draußen; er hörte, wie das Schneetreiben um die Hütte raste, und fühlte beinahe, wie der Sturm eine Schneewehe an dem Giebel zusammenfegte, unter dem er lag.

Aber als er die Augen eine kleine Weile offen gehalten und in die Finsternis gestarrt hatte, schien es ihm, als ob er überall farbige Flocken an seinen Augen vorbeischießen sähe, und dann fielen ihm wieder die Gespenstergeschichten ein.

Er hörte das Pferd an dem andern Ende der Hütte das Heu käuen, das er ihm gegeben hatte; und als er hörte, wie ruhig es war, gerade als ob es daheim an seiner Raufe stünde, da wurde es ihm auch wieder etwas leichter zu Mute.

Aber jetzt hatten seine Kleider angefangen, an ihm aufzutauen, und das ließ ihn so vor Kälte erschauern, daß er wieder aufstehen mußte, um sich durch Schlagen mit den Armen zu erwärmen.

Nachdem er das eine Weile getan hatte, wurde er warm, und nun überkam ihn der Schlaf mit solcher Gewalt, daß er wieder hinauf auf den Zwischenboden kroch, sich wieder niederlegte und aufs neue zu schlafen versuchte.

So verging eine kleine Weile. Er hörte, wie das Unwetter draußen etwas nachließ. Sein Pferd hatte aufgehört

zu käuen. Die Dunkelheit und Stille in diesem einsamen Raume hier oben im Gebirge kam ihm irgendwie ganz fürchterlich vor. Er konnte nicht einschlafen, wie sehr er sich auch mühte. Allemal, wenn er die Augen schloß, fielen ihm jene vielen Unglücklichen ein, die draußen in der Haide, und besonders in der Gegend der Schutzhütte, umgekommen waren, die zum Teile wohl auch mit Aufbietung ihrer letzten schwachen Kräfte bis hierher gelangt und in der Hütte gestorben waren.

Da konnte er sich nicht mehr halten, sondern öffnete die Augen wieder und starrte in das Dunkel, ob er vielleicht etwas sähe; und nun war er wieder völlig wach.

Ruhelos und voller Angst wälzte er sich von der einen Seite auf die andere.

Da schien es ihm plötzlich, als hätte er gehört, wie etwas auf dem Dache der Schutzhütte hinkröche, sich quer auf den Dachfirst setze und langsam, langsam vorwärts rutsche.

Entsetzt richtete er sich auf; und nun hörte er deutlich, wie es im Dachfirste krachte.

Sein Pferd fuhr gleichfalls in die Höhe und kam zu ihm an den Zwischenboden hin, drückte sich, so fest es konnte, an diesen und legte seinen Kopf auf Sigurds Füße, die dieser bis an den Rand vorgestreckt hatte.

Dann erklang auf einmal ein Poltern und Rumpeln, so daß es in allen Balken krachte, gleich als ob eine Haut voller Steine über das Dach der Hütte herabgezogen würde.

Gleich darauf hörte man einen dröhnenden Schlag gegen die Tür, und dann folgte ein Schlag dem anderen.

Sigurd fühlte, wie ein Kälteschauer seinen ganzen Körper überrieselte, und auch das Pferd zitterte und bebte und suchte sich gleichsam noch näher an ihn zu drängen.

Aber die Schläge gegen die Tür wurden matter und matter; sie schienen langsam an Kraft zu verlieren, und schließlich hörten sie ganz auf.

Sigurd kam die ganze Nacht kein Schlaf in die Augen.

Als die Schläge aufhörten, kroch er von dem Zwischenboden herunter, schlang die Arme um den Hals seines Pferdes und streichelte es, bis es ruhiger wurde.

Dann führte er es hinüber nach dem anderen Ende der Hütte, legte sich dort nieder, und das Pferd legte sich neben ihn. Dann raffte ihm Sigurd die Überreste des Heues zusammen, und das Pferd begann wieder daran zu käuen.

So lagen sie, der Mann und das Pferd, den übrigen Teil der Nacht nebeneinander wie ein paar Brüder, eins so furchtsam wie das andere und eins so froh wie das andere, in dieser entsetzlichen Nacht ein lebendes Wesen neben sich zu haben.

Als Sigurd glaubte, daß nun wohl der Morgen dämmern müsse, stand er auf und wankte nach der Tür.

Er brauchte lange dazu, sie von innen zu öffnen, und stieß sie dann auf.

In demselben Augenblicke aber sah er, daß draußen vor der Tür, etwas zur Seite, ein Mann lag.

Er wandte sein Antlitz der Tür zu und war halb von Schnee bedeckt.

Sigurd warf nur einen kurzen Blick auf ihn und brauchte dann nicht länger in Zweifel zu sein. Er kannte diese Gesichtszüge gar zu gut, wenn sie jetzt auch etwas bleich geworden waren.

Es war sein Bruder Einar.

Einar hatte keine Ruhe mehr finden können, als Sigurd fort war; er war hinter ihm her geeilt und hatte ihn nicht

eher einholen können als hier, als in diesem Augenblicke. Er war über die Schneewehe, die sich während der Nacht an die Giebelseite des Hauses gelegt hatte, hinauf auf den Dachfirst gegangen, hatte erkannt, daß er an der Unterkunftshütte sei, hatte sich dann an der Seite hinabgleiten lassen und versucht, in die Hütte zu kommen.

Aber das war ihm unmöglich gewesen; und darum lag er nun hier, bleich und — tot.

3.

Im Laufe des nächsten Tages wurde das Wetter wieder besser.

In „Talgrund," dem nächsten Hofe an der Haide nach Süden zu, sah man einen Mann das Tal herabkommen, der einen anderen in den Armen trug.

Das war Sigurd, der seinen toten Bruder Einar brachte. Sein Pferd und sein Gepäck hatte er droben in der Unterkunftshütte gelassen.

Er war in dieser einen Nacht grauhaarig geworden. Er sprach kein Wort und war die erste Zeit, die er wieder unter Menschen war, gleichsam wie von Verstande.

Nur langsam kam er wieder zur Besinnung, und da erzählte er, was sich in der Schutzhütte droben in der Haide zugetragen hatte.

Aber es dauerte lange, ehe er sich unter die Leute wagte, und er selbst wurde er niemals wieder.

Seine Angst vor der Dunkelheit wuchs so, daß man ihn, wenn es finster geworden war, nie mehr allein lassen konnte, weder in noch außer dem Hause; und wenn das doch einmal geschah, so überkam ihn eine entsetzliche Aufregung, die ihn tagelang nicht verließ.

Die Mutter der beiden Brüder wurde auf die Nachricht von diesen furchtbaren Begebenheiten hin krank, legte sich, siechte den ganzen Winter über hin und starb im Frühjahre.

Sigurd ließ sofort das Gut und alle Habe verkaufen und zog ganz nach Vik, wo er sich eine einsame Hütte kaufte und wohnen blieb.

Dort lag er das ganze Jahr dem Fischfange zur See ob und ward einer der besten Fischer in ganz Vik. Man nahm darum auch gern Bootsdienste bei ihm, trotzdem er nur wenig umgänglich war.

Über sein Erlebnis in der Schutzhütte der Haide von Fjördur sprach er niemals, und auch kein anderer wagte, davon zu sprechen, wenn er in der Nähe war.

Fast niemals geschah es, daß er jemanden zuerst ansprach, wenn es nicht durchaus notwendig war, und es vergingen bisweilen ganze Tage, wo er nichts als „Ja" und „Nein" sagte.

Am ehesten taute er noch auf, wenn er auf der See war, besonders bei stürmischem und widrigem Wetter. Er machte gleichsam einen Ehrfurcht gebietenden Eindruck, wenn er in seinem achtrudrigen Boote, das er den „Wagen" nannte, am Steuer saß. Dann schien es seinen Bootsleuten, als ob es ihm leichter ums Herz würde, gleich als wäre eine schwere Last von ihm genommen. Er hatte die Augen überall, auf der See, dem Winde und den Segeln, und es war gleichsam, als ginge eine wunderbare, milde Ruhe von diesem wetterharten, gefurchteten Antlitze aus. Bei solchen Gelegenheiten konnte es wohl vorkommen, daß er seinen Bootsleuten sogar ein Scherzwort zurief. Aber trotzdem hielten sie es fürs Beste, ihm auch dann unbedingt zu gehorchen. Seine Befehle waren kurz

und so bündig, daß es keinem einfiel, auch nur ein Wort dagegen zu äußern.

Im Laufe der Jahre wurden derjenigen, die etwas davon wußten, was er in seinem Leben erfahren hatte, immer weniger.

Die meisten hielten ihn für einen Sonderling von ruhiger, stiller Sinnesart, mit dem aber doch lieber niemand zusammengeraten wollte, weil er wohl in Zorn geraten konnte und augenscheinlich über nicht geringe Kräfte verfügte.

In seinem Hause durften niemals Volkssagen gelesen oder erzählt werden. Als er einmal einen seiner Bootsleute in den Volkssagen lesen sah, nahm er ihm, ohne ein Wort zu sagen, das Buch weg und schleuderte es ins Feuer.

Es wurde nicht weiter darüber gesprochen; aber seitdem ließ es sich keiner seiner Bootsleute wieder einfallen, in den Volkssagen zu lesen, wenn er dabei von Sigurd überrascht werden konnte.

Aber mit der Zeit gewöhnte es sich Sigurd an, hin und wieder ein Schnäpschen zu trinken.

Im Anfange war ja weiter nichts dabei. Er kaufte sich, wenn er einmal nach dem Handelsplatze kam, eine kleine Stärkung, von der er ja bei weitem noch nicht berauscht wurde.

Nachher wurde er zum Lotsen für den Handelsplatz ernannt.

Er verrichtete diesen seinen Dienst, wie alles, was er übernahm, außerordentlich gewissenhaft und mit großer Treue. Er fuhr den Schiffen weiter hinaus aufs Meer entgegen, als dies jemals ein Lotse vor ihm getan hatte, und fast niemals ließ er sich durch Unwetter von seinen Fahrten abschrecken.

Aber sein Hang zum Trinken wurde durch den Lotsendienst ziemlich gesteigert; denn einesteils bot man ihm jetzt

öfter ein Gläschen an als früher, und auf der anderen Seite hatte er bei seinen anstrengenden Lotsenfahrten mehr Strapazen durchzumachen, als dies wohl sonst der Fall gewesen war.

Er hatte ein kleines Zweimännerboot, auf dem er gewöhnlich allein herein nach dem Handelsplatze gefahren kam, wenn er weder auf See war noch ein Schiff erwartet wurde, dem er den Weg nach dem Hafen hätte zeigen sollen.

Dann legte er an der Brücke dicht unterhalb des Wirtshauses an, zog sein Boot ein Stückchen aufs Land und ging direkt ins Wirtshaus.

Waren dort viele Leute zugegen oder ging es gar etwas laut her, so kehrte er gewöhnlich wieder um, kaufte sich in einem Laden etwas Branntwein in seine Flasche und segelte dann geradenwegs wieder heim.

Wenn aber nur wenige oder am liebsten gar keine Leute im Wirtshause waren, so setzte er sich immer auf dieselbe Bank an demselben Tische, dem Ofen schräg gegenüber, grüßte keinen Menschen und bestellte sich ganz kurz etwas zu trinken.

Und dann trank er ununterbrochen weiter, ohne mit jemandem ein Wort zu sprechen. Erst trank er ziemlich langsam. Aber wenn er nachher berauscht war, ergriff er jedes Glas, das ihm gereicht wurde, und trank es auf einen Zug leer, bis er auf dem Tische einschlief — immer auf dieselbe Weise, den Kopf auf dem linken Unterarme und mit der rechten Hand sein Glas umspannend.

Das war im Wirtshause eine alte Gewohnheit geworden; und wenn Sigurd so auf dem Tische schlief, kümmerte sich niemand darum. Er wurde sich selbst überlassen, und immer, wenn die Leute früh aufstanden, war Sigurd der Bootsführer verschwunden. Wachte er einmal in der Nacht auf, dann

entfernte er sich leise und lautlos, so daß niemand erwachte, ging nach seinem Boote an der Landebrücke und schob es ins Wasser.

Und dann segelte er heim nach Vik, unbekümmert darum, ob das Wetter gut oder schlecht war.

4.

Das war die Geschichte von Sigurd dem Bootsführer, die uns der Wirt in dem Handelsplatze Fjördur erzählte.

Thorarinn und mir war es in jener Nacht eigentlich nicht recht wie schlafen. Wir erwachten einmal über das andere und begannen dann uns zu unterhalten, immer von Sigurd dem Bootsführer. Wir wünschten förmlich, er möchte noch nicht fort sein, wenn wir aufstünden, damit wir uns ihn noch etwas genauer betrachten könnten.

Aber als wir am Morgen hinunterkamen, war Sigurd verschwunden.

Als wir nachher wieder südwärts über die Haide ritten und an der Unterkunftshütte vorüberkamen, sagte — obwohl es heller Tag war — keiner von uns ein Wort darüber, daß wir absteigen und uns darin umsehen wollten.

Ich will auch nicht leugnen, daß uns vielleicht ein Schauer überrieselt hat, als wir der Schutzhütte ansichtig wurden, wo sich dieses Ereignis vor ungefähr vierzig Jahren zugetragen hatte.

* * *

So vergingen viele Jahre.

Im Anfange dachte ich noch oft an Sigurd den Bootsführer. Aber nach und nach schwand er mir aus dem Gedächtnisse; und ich glaube, ich hatte ihn schon fast ganz vergessen,

als ich zufälligerweise einmal nach dem Handelsplatze Fjördur reisen mußte.

Als ich dort angekommen war und nach dem Wirtshause zu schritt, um mich dort einzuquartieren, kam mir auf einmal Sigurd der Bootsführer so lebhaft ins Gedächtnis, daß ich glaubte, ich müsse ihn wieder vor mir sehen, den Kopf auf dem linken Unterarme auf dem Tische ruhend und in der Rechten den zusammengedrückten Zinnkrug.

Der Wirt war noch derselbe, bei dem ich einstmals über Nacht geblieben war. Allerdings hatte er ziemlich gealtert, sein Haar und Bart waren fast weiß, und so rüstig wie früher schritt er nicht mehr einher.

Aber sonst war er noch ganz der alte. Er war noch ebenso freundlich und gesprächig wie früher, und als ich ihm sagte, daß ich vor einer Reihe von Jahren schon einmal bei ihm gewesen wäre, da erinnerte er sich gleich wieder daran und begrüßte mich freudig wie einen alten Bekannten.

Er rief seine Frau herbei, und ich erkannte in ihr sofort das Schenkmädchen, das uns damals bedient hatte.

Jetzt freilich war sie eine wohlbeleibte, behäbige Frau Wirtin geworden, die immer ein Lächeln für ihre Gäste hatte und allezeit ein vergnügtes Gesicht zeigte.

„Erinnert Ihr Euch noch an Sigurd den Bootsführer?“ fragte ich den Wirt.

„O, sprecht lieber nicht davon,“ sagte er; „erinnern tue ich mich seiner wohl noch; aber nun ist er tot.“

„Ist er gestorben?“

„Ja, er ertrank während der Fischzeit im letzten Winter, als wir das entsetzliche Wetter hatten, bei dem vier Schiffe aus Vik zu Grunde gingen.“

„Ja, es war schade um ihn," sagte die Wirtin; „er war der ehrlichste Mann, der je bei uns verkehrt hat, und ist uns niemals einen Öre schuldig geblieben."

„Hm, über sein Ende läßt sich noch eine kleine Geschichte erzählen," fuhr der Wirt nach einer kleinen Weile fort.

„O, die müßt Ihr mir erzählen," sagte ich; und nachdem wir einen Trunk miteinander getan hatten, erzählte mir der Wirt das Ende der Geschichte von Sigurd dem Bootsführer.

Sigurd begann, je älter er wurde, sich immer mehr dem Trunke zu ergeben; zugleich aber fing er auch an, alle möglichen Gesichte zu haben, und besonders wenn er betrunken gewesen war, glaubte er allerlei Erscheinungen zu sehen.

Es kam sogar vor, daß er auf der See draußen Erscheinungen hatte, so daß seine Matrosen mit ihm allein genug zu tun hatten. Aber trotzdem bekam er immer wieder Leute, weil er bei seinen Fischzügen stets Glück hatte, obwohl man allgemein davon sprach, daß es nicht mehr ganz geheuer sei, mit ihm auf offener See zu sein.

Im letzten Winter nun war das Wetter nur selten zum Fischfange günstig, und Sigurd kam darum um so öfter in seinem Zweimännerboote herein nach dem Handelsplatze.

Eines Tages kam er nur wenig berauscht von dem Handelsplatze wieder nach Hause, weil es im Wirtshause voll gewesen war, so daß er sich dort nicht weiter aufhielt. Als er heim in seine Hütte kam, hörte er, wie seine Bootsleute über einen Traum sprachen, den einer von ihnen gehabt hatte. Es hatte ihm nämlich geträumt, sie wären auf der See draußen und bekämen sehr schlechtes Wetter; und zuletzt sei er darüber erwacht, wie das Schiff unter ihnen kenterte.

Sigurd hörte der Erzählung zu und sagte dann:

„Sänk' ich in die salz'ge Flut,
Seht, ich härmt' mich minder:
Weinte doch kein Weib um mich,
Keine Waisenkinder."

Die Leute unterhielten sich dann hin und her darüber, ob es wohl mit den Träumen etwas auf sich habe oder nicht. Sigurd jedoch nahm weiter keinen Anteil an ihrem Gespräche, und so ließ man die Sache schließlich auf sich beruhen.

Am nächsten Tage war leidliches Wetter, und alles fuhr auf den Fischfang aus. Sigurd ruderte hinaus; jedoch kam er einigen seiner Leute am Morgen recht schwermütig vor.

Im Laufe des Tages aber erhob sich ein entsetzliches Unwetter, und die Brandung vor der Landungsstelle in Vik war geradezu furchtbar.

Den meisten gelang es noch, ans Land zu kommen, ehe das Unwetter seinen Höhepunkt erreicht hatte; nicht so aber Sigurd und ein paar anderen.

Obwohl Sigurd immer schweigsam war, war es doch allen seinen Leuten aufgefallen, daß er gerade an diesem Tage besonders verschlossen war.

Als das Wetter schlechter zu werden anfing und die Boote ringsum Kehrt machten und dem Lande wieder zusteuerten, ließen auch Sigurds Leute ein Wort darüber fallen, daß es vielleicht geratener sei, sich auf den Heimweg zu machen.

Aber Sigurd blieb stumm und machte keine Miene, heimzukehren.

Als aber schließlich alle Boote um ihn herum die Heimfahrt angetreten hatten, da brach auch er auf. Aber jetzt ging die See so hoch und der Sturm raste so fürchterlich, daß

nur wenige vermeinten, jemals in solchem Wetter unterwegs gewesen zu sein.

Sigurd der Bootsführer jedoch war nun einmal am Steuer ganz unübertrefflich; und doch schien es seinen Leuten, als habe er nie so wunderbar geschickt gesteuert wie an diesem Tage.

Als man aber in die Brandung vor der Landungsstelle in Vik kam, da sahen seine Leute auf einmal, wie er plötzlich in die Brandung hinausstarrte. Seine Gesichtszüge wurden gleichsam starr, und dann schrie er plötzlich: „Einar! Einar!" — Und damit sprang er vom Steuer auf — und augenblicklich schlug das Boot um.

Zwei seiner Leute wurden gerettet; Sigurd aber und alle anderen fanden ihren Tod in den Wellen. — — —

„Trieb Sigurd ans Land?" fragte ich den Wirt, als er seine Erzählung geendet hatte.

„Ja, er trieb ans Land, und ich kann Euch sein Grab hier auf dem Kirchhofe zeigen, wenn Ihr es sehen wollt."

Und dann gingen wir, der Wirt und ich, hinauf nach dem Kirchhofe.

Der Wirt ging vor mir her quer über den Kirchhof und blieb an einem Grabe in der einen Ecke stehen.

Es war ein eigentümlicher Leichenstein, der auf diesem Grabe lag. Es war ein gewaltiger, von der See gewaschener Strandblock, den kein Mensch zugehauen hatte. Er ruhte auf zwei untergeschobenen Steinen, und obendarauf hatte jemand, der augenscheinlich nichts von der Steinmetzkunst verstand, zwei große, gänzlich ungeschickte und ungleich große Buchstaben eingehauen. Da stand: S. F.

„Wessen Sohn war Sigurd?" fragte ich.

„Er war der Sohn Jons. Aber das F soll nicht den Namen seines Vaters, sondern ‚Formadur‘*) bedeuten. Wir hielten es für richtiger, auf dem Grabsteine sein Amt als Bootsführer als den Namen seines Vaters zu kennzeichnen.“

Und dann standen wir beide noch eine kleine Weile schweigend an dem Grabe. Der Kirchhof war hoch gelegen, und man hatte von da die herrlichste Aussicht hinaus über den Fjord und weiterhin aufs offene Meer.

„Er war ein Unglücklicher,“ sagte der Wirt halblaut, wie zu sich selbst.

Ich blickte über diesen großen Kirchhof, voll von Gräbern, und dachte bei mir, daß wohl niemand von all der Menge, die da ruhte, so viel Recht hätte, hier auszuruhen und sanft zu schlafen, wie Sigurd der Bootsführer.

---

*) Das isländische Wort ‚Formadur‘ bedeutet „Vormann“ = Bootsführer.

Ende.

Werke und Übersetzungen

von

M. phil. Carl Küchler.

Das Liebesheim. Novelle von Gestur Pálsson. Aus dem Neu-Isländischen übersetzt und bearbeitet. Erste Ausgabe, Kopenhagen 1891. Zweite Ausgabe, Leipzig 1899, G. Müller-Mannsche Verlagsbuchhandlung. — Preis: M. —.60.

Nordische Heldensagen. Aus dem Alt-Isländischen übersetzt und bearbeitet (enthaltend: „Die Saga von Gunnlaug Schlangenzunge"; „Die Saga von Fridthjof dem Gewaltigen" und „Die Wölsungen-Saga"). Bremen 1892, Verlag von M. Heinsius Nachfolger. — Preis: M. 3.—.

Die Faustsage und der Goethesche Faust. Magister-Dissertation. Erste Ausgabe, Leipzig 1893. Zweite Ausgabe, Leipzig 1899, Verlag von G. Wittrin. — Preis: M. 1.20.

Faustsagnet og Goethes Faust (das als Magister-Dissertation an der Universität Kopenhagen geschriebene dänische Original des vorhergehenden). Kopenhagen 1893, Andr. Fred. Höst & Söns Forlag. — Preis: Kr. 1.50.

Geschichte der Isländischen Dichtung der Neuzeit (1800—1900). Erstes Heft: Novellistik. Leipzig 1896, Verlag von Hermann Haacke. — Preis: M. 3.—.

Nordische Novellen. Aus dem Dänischen, Schwedischen, Norwegischen und Isländischen übertragen. Leipzig 1896, Verlag von Gustav Fock. — Preis: M. 1.50, gebunden.

Von nordischen Gestaden. Novellen aus dem Dänischen, Isländischen, Norwegischen und Schwedischen. Leipzig 1896, Verlag von Gustav Fock. — Preis: M. 1.50.

Drei Novellen vom Polarkreis. Von Gestur Pálsson. Aus dem Neu-Isländischen übertragen. Leipzig 1896, Philipp Reclams „Universal-Bibliothek“ Nr. 3607. — Preis: M. —.20.

Grundriß der christlichen Ethik. Von Lic. theol. F. C. Krarup. Autorisierte Übertragung aus dem Dänischen. Freiburg i. B 1897, Verlag von J. C. B. Mohr. — Preis: M. 3.—.

Der Grundgedanke in Henrik Ibsens Dichtung. Eine literarische Untersuchung von Axel Garde. Autorisierte Übertragung aus dem Dänischen. Leipzig 1898, Verlag von Walther Fiedler. — Preis: M. 1.—.

Schwert und Krummstab. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Indridi Einarsson. Einzige autorisierte Übertragung aus dem Neu-Isländischen. Berlin 1900, Verlag von E. Ebering. — Preis: M. 2.50.

Künstler-Herzen. Zwei Strandgeschichten von Holger Drachmann. Autorisierte Übertragung aus dem Dänischen. Leipzig 1900, G. Müller-Mannsche Verlagsbuchhandlung. — Preis: M. 1.50.

Laurekas Korhoinen. Eine Lapplandsgeschichte von Laura Kieler. Einzige autorisierte Übertragung aus dem Norwegischen. Leipzig 1900, G. Müller-Mannsche Verlagsbuchhandlung. — Preis: M. 1.50.

Elisabeth, Kaiserin von Österreich und Königin von Ungarn. Von Clara Tschudi. Einzige autorisierte Übertragung aus dem Norwegischen. Leipzig 1901, Philipp Reclams „Universal-Bibliothek“ Nr. 4241/42. — Preis: M. —.40, M. —.80 gebunden.

Schneespuren. Eine Winternovelle von Sophus Bauditz. Aus dem Dänischen übertragen. Leipzig 1902, Philipp Reclams „Universal-Bibliothek“ Nr. 4275. — Preis: M. —.20.

Grausame Geschicke. Zwei Erzählungen aus dem Neu-Isländischen von Gestur Pálsson. Einzige autorisierte Übersetzung. Leipzig 1902, Philipp Reclams „Universal-Bibliothek“ Nr. 4360. — Preis: M. —.20.

Geschichte der Isländischen Dichtung der Neuzeit (1800—1900). Zweites Heft: Dramatik. Leipzig 1902, Verlag von Hermann Haacke. — Preis: M. 4.—.

